NCCR Mediality

Medienwandel – Medienwechsel – Medienwissen
Historische Perspektiven

Newsletter Nr. 8 / 2012

Inhalt

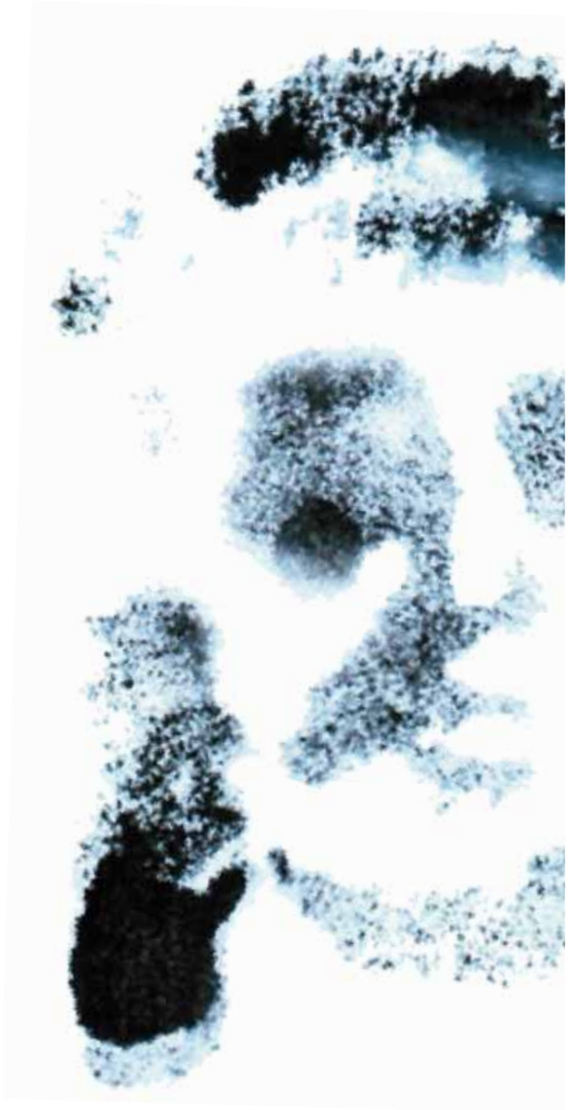
3 **Urszenen des Medialen**
Von Moses zu Caligari
Christian Kiening /
Ulrich Johannes Beil

9 **Tagungsberichte**

18 **Rezensionen**

25 **Neuerscheinungen 2012 / 2013**

26 **Veranstaltungen**



Herausgeber Nationaler Forschungsschwerpunkt
›Medienwandel – Medienwechsel – Medienwissen. Historische Perspektiven‹
Universität Zürich, Rämistrasse 42, 8001 Zürich
Telefon: + 41 44 634 51 19, sekretariat@mediality.ch, www.mediality.ch

Redaktion Alexandra Bünder (alexandra.buender@mediality.ch)
Gestaltung Simone Torelli, Zürich
Bildvorlage © Tanja Kevic, Zürich
Abonnemente Der Newsletter kann abonniert werden unter mw@mediality.ch.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck von Artikeln nur mit Genehmigung der Redaktion.

Urszenen des Medialen
Von Moses zu Caligari

1 1 Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. 2 Und die Erde war wüst und öde, und Finsternis
lag auf der Urflut, und der Geist Gottes bewegte sich über dem Wasser. 3 Da sprach Gott:
Es werde Licht! Und es wurde Licht. 4 Und Gott sah, dass das Licht gut war. Und Gott schied das
Licht von der Finsternis. 5 Und Gott nannte das Licht Tag, und die Finsternis nannte er Nacht.
Und es wurde Abend, und es wurde Morgen: ein Tag. (Gen 1,1–5, Zürcher Bibel 2007).

I

Von Anfängen lässt sich nur paradoxal erzählen. Sie sind gleichzeitig in der Zeit und vor der Zeit. Sie stehen an der Grenze von Nicht-Sein und Sein. Sie sind denkbar erst von einem Punkt aus, an dem sie bereits vergangen sind, dessen Möglichkeit sie aber überhaupt erst begründen. Anfänge eröffnen eine Kontinuität, der sie eine elementare Diskontinuität einschreiben. Sie werden von einer Erzählung ins Leben gerufen und sind doch in ihr schon vorausgesetzt. Noch einmal potenziert begegnen diese Paradoxa in Geschichten absoluter Anfänge. Sie berichten nicht bloß von der Entstehung eines Volkes oder der Geburt eines Helden, sondern davon, wie es überhaupt zu der Welt kam, von der die Erzählung handelt. Sie präsentieren Nennakte, die eine ontologische Dimension beanspruchen. Sie werfen Fragen auf, als deren – nicht Lösung, aber Bearbeitung die Erzählung erscheint.

So auch im ersten Schöpfungsbericht oder genauer -hymnus der biblischen ›Genesis‹. Er zählt zweifellos zu den wirkungsreichsten Texten der ›Weltliteratur‹. Doch vieles bleibt in dieser sogenannten Priesterschrift, die wohl zur Zeit des babylonischen Exils (598–539 v. u. Z.) entstand, rätselhaft. Bereits der Beginn, das berühmte *b^e^-re'schît* im hebräischen Text, wirft Fragen auf. Handelt es sich um einen absoluten oder einen relativen Anfang? Soll überhaupt in erster Linie die Zeit bezeichnet werden oder vielmehr das Werk, das in ihr entstand, das ›Erstlingswerk‹ Gottes? Sodann folgt im Text in hymnisch-ritueller Sprache eine Hervorbringung machtvoll auf die nächste. Zugleich aber wird nachdrücklich vorgeführt, dass ein Erzählen von absoluten Anfängen sich immer selbst unterlaufen, in Paradoxien verwickeln muss. Einerseits findet es immer schon vor dem Hintergrund anderen Erzählens statt; das sind hier der entstehungsgeschichtlich ältere Schöpfungsbericht ab ›Genesis‹ 2,4b, der den Garten Eden und den Sündenfall in den Blick nimmt, oder vorderorientalische Schöpfungsmythen, die als Folie der Absetzung dienen. Andererseits wohnt diesem Erzählen eine eigene zeitliche Logik inne, die mit jener der Schöpfung nicht identisch ist. Der erste Satz, auch wenn man ihn als Überschrift oder Motto nimmt, nennt Himmel und Erde schon als unterschieden, erst am zweiten Tag aber wird Gott dem Himmel seinen Namen geben. Die Verse 4 und 5 berichten die Trennung von Licht und Finsternis sowie deren Benennung als Tag und Nacht, Vers 14 aber konstatiert dann, die Erschaffung der Lichter am Himmel diene dazu, »den Tag von der Nacht zu scheiden«.

Uneinheitlichkeiten wie diese wurden von der Bibelforschung meist als Ausdruck der vielsträngigen Vorgeschichte des Genesis-Textes gelesen.[1] Doch lassen sie sich auch verstehen als Spuren einer bewusst bewahrten Vielstimmigkeit, sinnschwere Worte, aufgeladen durch die Tradition und ausgereizt in ihrer Spannungshaftigkeit. Der Spannungshaftigkeit eines Erzählens, das an den Beginn aller Differenzen zurückzugehen verspricht, selbst aber von Differenzen gezeichnet ist und zugleich Differenzen überbrückt: im Geist (Gottes), im Menschen, in der Sprache. Im Zentrum des Schöpfungsberichts steht das Unterscheiden: zunächst von Licht und Dunkelheit, dann von oben und unten, von Flüssigem und Festem. Schon der erste Buchstabe im hebräischen Text, Beth, repräsentiert, was vor allem in der kabbalistischen Tradition eine Rolle spielen wird, die Zahl 2 – eine Zweiheit also schon in allem Anfang!

Das darin implizierte und im Folgenden narrativ entfaltete Unterscheiden vollzieht sich in der Doppelung von Hervorbringen und Einteilen: Es schafft substanziell das Unterschiedene und semiotisch die Unterscheidungen, die schließlich auch in Bezug auf die Lichter am Himmel als ›Zeichen‹ (1,14) gelten werden. Diese mehrfache Differenz – zwischen Gott und der Welt, zwischen den Elementen der Welt, zwischen den Dingen und den Zeichen – ist es, die Vermittlungen nötig macht: Medien im weitesten Sinne des Wortes. Zu ihnen zählen nicht erst das Licht (1,3/1,15), das als physikalische Form Übertragungen ermöglicht, oder das Bild (1,26), das als mimetische Form Abwesendes anwesend macht. Dazu zählen beispielsweise schon die Namen, die den Bezug kennzeichnen zwischen Schöpfer und Schöpfung. Sie haben selbst paradoxen Charakter: Sie sind ebenso Ausdruck der von Gott eingeführten Unterscheidungen wie Bedingung der Möglichkeit von deren Benennung. Mit ihnen werden gleich eingangs grundsätzliche mediale Fragen virulent: Was ist es, was den Unterschied ausmacht, das Wechselspiel von Differenzsetzung und -aufhebung begründet? Was ist es, was als zugleich Trennendes und Verbindendes fungiert?

Die Antwort scheint im Falle des Genesis-Textes einfach: Gott. Er ist derjenige, der nicht nur die Erde in ihrem Unterschied zum Himmel hervorbringt, sondern dann auch auf ihr, die zunächst *tohû wâ-vohû*, »wüst und leer« ist, alle möglichen Unterschiede einführt. Doch die Art, wie er das tut bzw. der Redaktor der Priesterschrift es beschreibt, ist eigentümlich. Hier agiert keineswegs eine über alle Unterschiede erhabene Instanz. Zwar deutet sich zunächst ein performativer Akt par excellence an. Gottes Sprechen und sein Handeln scheinen identisch oder allenfalls durch die Notwendigkeit eines zeitlichen und narrativen Nacheinanders geschieden: »Da sprach Gott: Es werde Licht! Und es wurde Licht« (1,3). Doch dann kommt es zu einer ganzen Kette von Folgehandlungen: Sehen, Handeln und Benennen. Ab dem dritten Schöpfungstag tritt noch das Urteilen dazu (»Und Gott sah, dass es gut war«; 1,10), bei den Lebewesen auch das Segnen (1,22). Es entsteht eine Spannung zwischen Wort und Tat, ein Beziehungsraum zwischen Schöpfungswort und Schöpfungshandeln – mit dem auch Vermittlungen in den Blick kommen.

Elohim, wie Gott in diesem ersten Schöpfungsbericht genannt wird, ist kein abstrakter Urheber der Welt. Er lässt sich auf sie, kaum sind ihre Elemente da, ein. Er betrachtet sie, benennt sie und beurteilt sie. Er besitzt von vornherein eine innere Gespaltenheit, spricht mit sich selbst, ja fordert sich selbst zur Schöpfung auf: »Lasset uns …«. Ein Beobachtergott, der handelnd auftritt, sich selbst in Szene setzt, wie auf einer Bühne agierend die Bestandteile der Welt vorzeigt und benennt.[2] Ein Gott, der in einem solchen Maße an der Welt interessiert ist, dass er sich schließlich ein Gegenüber schafft, ein Spiegelbild, in dem er die Beobachtung der Beobachtung beobachten kann. Unübersehbar wird die entscheidende Rolle dieser letzten Schöpfung betont: zunächst von Gott selbst (»als unser Bild, uns ähnlich«, 1,26), dann zweimal, in chiastischer Wendung, vom Erzähler (»Und Gott schuf den Menschen als sein Bild, als Bild Gottes schuf er ihn«, 1,27); am Ende bezeichnet Gott dieses Werk als einziges als »sehr gut« (1,31).

Das zeigt, wie sehr dieser Mythos final konzipiert, anthropologisch perspektiviert – und auf eine paradoxe Form der Vermittlung hin gedacht ist: Der Mensch, ähnlich, aber nicht identisch mit Gott, ist in Bezug zu diesem sowohl Alter ego wie Medium, doch ein Medium, das nicht einfach ein neutrales Drittes repräsentiert, sondern in einem Partizipationsverhältnis steht zu dem, von dem es ausgeht. Spätestens jetzt sollte klar sein: Wir haben es nicht mit einer naiven Ursprungserzählung zu tun. So ritualisiert der Text auftritt, ohne Erzählermarkierung, aber voller Performativa, Ellipsen und Wiederholungsfiguren – er setzt zugleich Distanz voraus. Er präsentiert das Grundsätzliche des Anfangs, der Werkstiftung, der Zeichen- und Vermittlungshaftigkeit in einem narrativen Schauspiel, das oszilliert zwischen den Worten, die die Schöpfung hervorbringen und bezeichnen, und den Bildern, in denen sie sich realisiert und anschaulich wird.

II

Damit ist ein erster Eindruck gegeben, was es heißen und worin der Reiz liegen kann, ›Urszenen des Medialen‹ in den Blick zu nehmen. Mediengeschichte gibt es seit ungefähr einem

halben Jahrhundert oder, nimmt man Vorläufer wie Rudolf Arnheim, Béla Balázs, Walter Benjamin, Bertolt Brecht oder Siegfried Kracauer dazu, seit den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts. Meist war sie eine Geschichte von spezifischen Techniken oder einzelnen Medien: des Bildes, der Schrift, des Buchdrucks, dann der Photographie, des Grammophons, des Telegraphen, des Telephons, des Films, des Radios, des Fernsehens, schließlich der elektronischen und digitalen Medien. Zwar hat sich in den letzten Jahrzehnten das, was in verschiedenen Theorien als Medium gilt, auf beinahe alles Existierende erweitert: »ein Stuhl, ein Rad, ein Spiegel (McLuhan), eine Schulklasse, ein Fußball, ein Wartezimmer (Flusser), das Wahlsystem, der Generalstreik, die Straße (Baudrillard), ein Pferd, das Dromedar, der Elefant (Virilio), Grammophon, Film, Typewriter (Kittler), Geld, Macht und Einfluss (Parsons), Kunst, Glaube und Liebe (Luhmann).« Doch vorherrschend blieben ein kommunikations- und nachrichtentechnischer Medienbegriff und eine Orientierung an den medialen Phänomenen der Gegenwart. Erst die neuere Medienphilosophie hat die Grenzen einer solchen Orientierung thematisiert und sich daran gemacht, ein allgemeineres Verständnis des Medialen als eines ›Dazwischen‹ zu erkunden: »Das Medium steht als drittes zwischen zwei Momenten und nimmt in der Gesamtheit, die sie bilden, bestimmte Aufgaben wahr. Diese Aufgaben kann man vorläufig und unvollständig als Vermittlung, Übertragung, Transport, Ausdruck, Verkörperlichung usw. beschreiben.«[3]

Ein so allgemeines Verständnis bedarf der historischen und situativen Konkretisierung. Fürs erste hat es aber einige Vorteile. Anders als im Modell des Mediums als eines Boten kommt man hier ohne Substantialisierung oder Personalisierung aus. Auch kann man die Probleme vermeiden, die sich in vielen der an der Trias Sender-Bote-Empfänger ausgerichteten Kommunikationsmodelle stellen. Solche Probleme sind zum Beispiel eine Schematik von Form und Inhalt, Sender und Empfänger, Gelingen oder Störung von Kommunikation, eine Ausblendung der kulturellen und semantischen Bedingungen, unter denen Kommunikation stattfindet. In ihr sind ja nicht einfach ein A und ein B durch ein Mittleres verbunden, kommt es vielmehr zu komplexen Übertragungsvorgängen, bei denen Übertragenes und Übertragendes ineinander verflochten sein können. Statt einer einsinnigen Beziehung gibt es eine Vielzahl von Zirkulationen, statt eines einzigen übertragenden Stoffes eine Fülle von Vermittlungen, die, wie Michel Serres' ›Parasit‹, gleichzeitig ein- und ausgeschlossene Dritte sind – Figuren, die »Sein und Nicht-Sein«, »Pfeil und Nicht-Pfeil«, »Relation und Nicht-Relation« repräsentieren.[4]

Mit solchen Figuren des Dritten richtet sich unser Blick auf grundsätzliche Dynamiken und Prozesse von Medien im G e b r a u c h und auf deren Eigenlogiken – die immer auch historisch und kulturell spezifische sind.[5] Will man ihnen nachgehen, könnte es sich als produktiv erweisen, weniger nach dem Wesen des Mediums[6] als nach den Orten, Funktionen und Strukturen des Medialen[7] zu fragen, weniger vermeintlich klar umrissene Einzelmedien zu beschreiben als die Bedingungen zu beobachten, unter denen etwas als Medium erscheint: Gerade das Medienwerden »von Apparaten, symbolischen Ordnungen oder Institutionen, jenes Werden also, das aus Buchstabenfolgen ein Medium Schrift, aus beweglichen Lettern ein Medium Buchdruck oder aus geschliffenen Linsen ein optisches Medium macht, ist nicht von vornherein präjudizierbar und wird sich von Fall zu Fall auf je unterschiedliche Weise aus einem Gefüge aus diversen Bedingungen, Faktoren und Elementen vollziehen.« Die mediengeschichtliche Herausforderung bestünde dann darin, »jeweils historisch singuläre Konstellationen zu betrachten, in denen sich eine Metamorphose von Dingen, Symboliken oder Technologien zu Medien feststellen lässt.«[8]

III

Solche Konstellationen nennen wir ›Urszenen‹, verstehen diesen Begriff aber weder tiefenpsychologisch noch archetypisch, weder im Sinne traumatisierender frühkindlicher Erfahrungen (Freud) noch im Sinne einer medialen Grundfigur wie der des Boten (Krämer). Vielmehr interessieren konkrete Szenen, textuell-visuelle Ursprungsereignisse, in denen mediale Bedingungen einer bestimmten Gesellschaft vielleicht zum ersten Mal in dieser Deutlichkeit ans Licht treten. Diese Ereignisse haben beträchtliche

Wirksamkeit über längere Zeit hinweg entfaltet, ja sich im Laufe der Rezeption zu Modellen verdichtet.[9] Sie sind ›literarische‹ Ereignisse im weitesten Sinne, nämlich im Sinne eines Imaginären, das auch in religiösem, theologischem, philosophischem Schrifttum eine Rolle spielt. Sie zeigen sich als Inszenierungen medialer Gegebenheiten im Rahmen von Weltentwürfen, als Erscheinungen des Sichtbaren oder Hörbaren, Räumlichen oder Gestalthaften, das sich den Sinnen darbietet. An diesen Ereignissen entlang lässt sich mehr als eine Entstehungsgeschichte von Medien schreiben: eine Imaginationsgeschichte des Medialen.

Diese Geschichte widmet sich weniger dem Bild, das uns Medien von der Welt geben, oder dem Verhältnis, in dem dieses Bild zur sogenannten Wirklichkeit steht, als vielmehr den Bildern, die unsere Vorstellungen von dem, was medial sei, prägen. Zu solchen Bildern gehören: Moses, der im ›Buch Exodus‹ auf dem Sinai die Gesetzestafeln empfängt, der Höhlenbewohner, dessen Erfahrung sich in Platons ›Politeia‹ als medialer Schein entpuppt, Narcissus und Echo, in denen bei Ovid die Heterogenität von Stimme und Spiegel zum Ausdruck kommt, dann die mittelalterlichen Formen der Inspiration, der Ekphrasis und der Körperschrift, schließlich jene Momente, an denen die Neuzeit mediale Differenzen begründet: diejenige von Schein und Sein, Metapher und Wörtlichkeit, Literatur und Leben in Cervantes' ›Don Quijote‹, diejenige von Text und Bild in Lessings ›Laokoon‹ oder diejenige zwischen dem spiritistischen Medium und dem technischen Apparat in Wienes Film ›Das Cabinet des Dr. Caligari‹.

Auch wenn die Auswahl dieser Szenen unvermeidlich subjektiv ist, kann doch die Konzentration auf sie Fäden sichtbar machen, welche die Mediengeschichte durchziehen: etwa die Vermittlungsrolle von Medien im Spannungsfeld von Immanenz und Transzendenz. Zum Beispiel greift Paulus in seinem zweiten Korintherbrief auf das ›Buch Exodus‹ zurück und wird seinerseits von Bonaventura zitiert. Das Verhältnis von Materialität und Semiotizität, das die Webszenen der ›Odyssee‹ in den Blick nehmen, spielt auch eine Rolle in der mittelalterlichen Ekphrasis und dann wieder, in anderer Weise, bei Lessings Trennung von Dichtkunst und Malerei. Die Frage nach der Vermittelbarkeit einer medialen Erkenntnis, die Platon im Höhlengleichnis diskutiert, wird von Ovid in der Narziss-Echo-Geschichte neu konfiguriert und von Nicolaus Cusanus in Überlegungen zu absoluter und eingeschränkter Perspektive aufgegriffen. Die Beziehung schließlich zwischen der personalen und der materiellen Dimension des Medialen durchzieht verschiedene Texte und verbindet wie in einer Klammer die Erzählung vom Mittler Moses mit jener vom Magier und Mystiker Caligari.

Der Bogen von Moses zu Caligari ist unschwer als Referenz an Kracauers berühmtes Buch ›From Caligari to Hitler‹ zu erkennen. Dieses Buch ist neben einer Sozialgeschichte des frühen Films und einer Psychogeschichte des deutschen Volkes auch eine Mediengeschichte: Kracauer vergleicht den Film mit anderen medialen und kulturellen Formen der Zeit – »populäre illustrierte Zeitschriften und Rundfunksendungen, Bestseller, Anzeigen« –, schreibt ihm aber eine alle anderen Formen vereinnahmende Totalität zu: »Das Medium des Films [...] übertrifft diese Quellen an Einschließlichkeit. | Dank diverser Kamera-Tätigkeiten, des Schnitts und vieler besonderer Kunstgriffe sind Filme imstande und folglich verpflichtet, die gesamte sichtbare Welt gleich einem Elektronenstrahl abzutasten.« Damit wiederum biete es einen »Schlüssel zu verborgenen geistigen Prozessen« – hier denen einer Masse oder eines Volkes.[10]

Das ist allerdings auch der Punkt, an dem wir Kracauer nicht folgen. Wir wollen keine fatalen Zwangsläufigkeiten suggerieren, auch keine Entwicklungs- oder Säkularisierungsgeschichte nahelegen. Vielmehr möchten wir andeuten: Die ausgewählten Szenen stehen in inneren Dynamiken zueinander. Seit einiger Zeit weiß man: Jüngere Medien lösen ältere weniger ab als dass sie ihre Funktion verändern. Sie erhöhen ihre Komplexität, verhelfen ihnen zu Effizienzsteigerungen – und machen sie beobachtbar. In diesem Sinne ist der Caligari-Film nicht einfach ein Fluchtpunkt der zweieinhalbtausend Jahre älteren medialen Erkundungen des ›Buches Exodus‹. Aber er verweist auf unterschwellige Berührungen in der Verknüpfung personeller und materieller Instanzen der Vermittlung. Indem er eine Archaik der Schrift inszeniert, schließt er an frühere Formen abendländischer Schriftinszenierung an, die er zugleich verwandelt.

Es eröffnet sich damit ein Netz vielfältiger Beziehungen und Rekurrenzen, das sich nicht im Sinne einer kontinuierlichen Geschichte auflösen lässt. Weder folgt das eine Ereignis stringent auf das andere, noch gibt es den einen roten Faden, der alle miteinander verketten würde. Jede der Szenen besitzt ihre eigenen historischen Kontexte, die wiederum ihre eigenen zeitlichen Tiefendimensionen mit sich bringen. Das macht es fragwürdig, die einzelnen Konstellationen in einer übergreifenden Geschichte oder Erzählung miteinander zu verbinden. Eher sollen strukturelle Analogien heraustreten: zum Beispiel der Befund, dass die eigenzeitlich verschiedenen (medialen) Formen häufig mit Blick auf das profiliert werden, was sie nicht (mehr) sind.

Eine Imaginationsgeschichte des Medialen hat es fast immer mit Differenzsetzungen oder auch mit Rückgriffen zu tun. Indem sie nicht einfach Medien betrachtet, sondern mediale Gegebenheiten, in denen wiederum mediale Gegebenheiten vorkommen, die beschrieben, kommentiert oder in Handlungszusammenhänge versetzt werden, lenkt sie den Blick auf die Konturierung des Medialen im Modus des Relationalen: Gegebenes wird von anderen, älteren Formen her profiliert, auf Mediales oder auch Nicht-Mediales bezogen, im Kontext von Prozessen und Dynamiken, Mit- und Gegenläufigkeiten gezeigt. Nicht selten spielen Hindernisse eine Rolle, Widerstände, Abgründigkeiten, Zerstörungen, an denen sich die Protagonisten abarbeiten, was wiederum den Texten Gelegenheit gibt, Mediales in seinen Zusammenhängen und Verlaufsdimensionen zu beleuchten.

Die Relationierung lässt Effekte der Auratisierung, der Historisierung oder auch der Diskreditierung entstehen. Die Urszenen führen somit auf Medialitäten zweiten und dritten Grades. Auf Konstellationen, in denen Mediales in Medien und gerade dadurch als solches erscheint: im Schnittpunkt von geschriebenem Gesetz und mündlichem Wort im ›Buch Exodus‹, von Spiegelbild und Echo in den ›Metamorphosen‹, von Ekphrasis und Erzählprozess im ›Erec‹, von Manuskript, Bild und Drucktext im ›Don Quijote‹, von neuen technischen Apparaten und alten Medien des Heils in ›Dracula‹. Häufig spielt auch das Verhältnis von Mittelbarkeit und Unmittelbarkeit eine Rolle: Platon lässt seinen Höhlenbewohner aus der Welt der Schattenprojektionen in eine direkt von der Sonne beschienene gelangen, deren Erfahrung der Höhlenwelt nur schwer vermittelbar ist; der Dichter der ›Odyssee‹ gibt mit dem Tuch der Penelope einem Objekt breiten Raum, das gerade keinen Text bietet und sich überdies beständig wieder auflöst; Paulus stellt dem steinernen mosaischen Gesetz eine unmittelbare und universale Herzenskommunikation gegenüber; Bonaventura umkreist eine körperliche Einschreibung, welche die medialen Kategorien an ihre Grenze führt; Cusanus entwirft eine Form des unendlichen Blickes und des absoluten Sehens; Balzac lässt seinen wahnsinnigen Maler ein Bild herstellen, das sich jedem Modell klassischer Repräsentation sperrt. Sehr häufig werden also nicht nur Beziehungen gestiftet, sondern auch Grenzen ausgelotet: die Grenzen dessen, was die dargestellten Medien, aber auch die sie darstellenden vermögen.

IV

Den Durchgang durch solche Konstellationen führen wir bis in die zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts. Das heißt, wir bleiben an der Schwelle jener medialen Entwicklung stehen, welche die Moderne kennzeichnet. In den zwanziger Jahren beziehen sich nicht nur die modernen Medien in neuartiger, intensiver Weise auf die älteren. Hier beginnt sich auch eine moderne Medienreflexion zu formieren und der zuvor seltenere Plural ›Medien‹ zu etablieren. Wenig nach dem Caligari-Film, 1921, reagiert Ludwig Wittgenstein in seinem ›Tractatus‹ auf die seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert medial beschleunigte Technisierung, indem er kategorial vergleichbare Phänomene über eine Systemstelle aufeinander bezieht: »Die Grammophonplatte, der musikalische Gedanke, die Notenschrift, die Schallwellen, stehen alle in jener abbildenden internen Beziehung zueinander, die zwischen Sprache und Welt besteht. Ihnen allen ist der logische Bau gemeinsam.«[11] In der gleichen Zeit wurde auch der eigentümliche Doppelcharakter von Medien, dass sie nämlich einerseits Wirklichkeit wiederzugeben beanspruchen, andererseits ein mit ihr nicht Identisches hervorbringen, theoretisch auf den Punkt gebracht

und durch neue Apparaturen auf die Spitze getrieben. Im Film etwa ist der »apparatfreie Aspekt der Realität […] zu ihrem künstlichsten geworden und der Anblick der unmittelbaren Wirklichkeit zur blauen Blume im Land der Technik.«[12]

Diese Schwelle nicht zu überschreiten heißt, im Rahmen jener Szenen zu bleiben, für die das Unmittelbare noch nicht ganz ins Reich des Traums entglitten ist, vielmehr Mittelbares und Unmittelbares in je neuer Wechselwirkung steht.[13] Jener Szenen, deren geschichtliche Wirkung sich in genügender Deutlichkeit abzeichnet und die in ihren vielfältigen sprachlichen und kulturellen Schattierungen neu lesbar zu machen sind, ohne dass man sie, wie verschiedentlich geschehen, einer Technikgeschichte des Medialen unterordnete.[14] Nicht so sehr geht es im Blick auf die Moderne um Stellen, »in denen sich die Neuheit technischer Medien dem alten Buchpapier eingeschrieben hat«.[15] Es geht um Reflexionsformen, welche die medialen Bedingungen, unter denen sie entstanden sind, zugleich bewahren und spiegeln, verfremden und inszenieren. Es interessiert also die phantasmatische Dimension des Medialen, wie sie greifbar wird an Phänomenen, die nicht einfach in der Welt anzutreffen sind, aber die in ihr anzutreffenden in besonderem Licht zeigen: Texte, die nachdenken über Schrift und Stimme, göttliche und menschliche Mittlerschaft, Spiegel und Echo, Bild und Text, Blick und Wahrnehmung, Texte, die um die Möglichkeit kreisen, mediale Präsenz herzustellen und zugleich zu reflektieren.[16]

Christian Kiening, Ulrich Johannes Beil

1 Vgl. etwa Michaela Bauks: Die Welt am Anfang. Zum Verständnis von Vorwelt und Weltentstehung in Gen 1 und in der altorientalischen Literatur. Neukirchen-Vluyn 1997.
2 Vgl. André Kieserling (Hg.): Niklas Luhmann: Die Religion der Gesellschaft. Frankfurt/M. 2000; als Tb. 2002 (stw 1581), S. 159.
3 Alexander Roesler: Medienphilosophie und Zeichentheorie, in: Stefan Münker, Alexander Roesler u. Mike Sandbothe (Hgg.): Medienphilosophie. Beiträge zur Klärung eines Begriffs. Frankfurt/M. 2003 (Fischer Tb. 15747), S. 34–52, hier S. 34.
4 Michel Serres: Der Parasit. Frankfurt/M. 1987, S. 120.
5 Vgl. Christian Kiening: Medialität in mediävistischer Perspektive, in: Poetica 39 (2007), S. 285–352.
6 Stefan Münker, Alexander Roesler (Hgg.): Was ist ein Medium?. Frankfurt/M. 2008 (stw 1887).
7 Dieter Mersch: Tertium datur. Einleitung in eine negative Medientheorie, in: ebd.: S. 304–319, hier S. 304.
8 Joseph Vogl: Medien-Werden: Galileis Fernrohr, in: Archiv für Mediengeschichte 1 (2001), S. 115–123, hier S. 122.
9 Vgl. Christian Kiening, Martina Stercken (Hgg.): Modelle des Medialen im Mittelalter. Berlin 2010 (Das Mittelalter 15/2).
10 Siegfried Kracauer: Von Caligari zu Hitler. Eine psychologische Geschichte des deutschen Films (amer. 1947). Frankfurt/M. 1979 u. ö. (stw 479), S. 12f.
11 Ludwig Wittgenstein: Logisch-philosophische Abhandlung (zuerst 1921), in: ders.: Tracatatus logico-philosophicus. Tagebücher 1914–1916. Philosophische Untersuchung, neu durchgesehen von Joachim Schulte, Frankfurt/M. 1984 (stw 501 = Wittgenstein Werkausgabe 1) (4.014), S. 27.
12 Walter Benjamin: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Kommentar von Detlev Schöttker. Frankfurt/M. 2007 (stb 1), S. 35 (letzte Fassung von 1939).
13 Vgl. Tobias Wilke: Medien der Unmittelbarkeit. Dingkonzepte und Wahrnehmungstechniken 1918–1939. Paderborn 2010.
14 Hartmut Zielinsky: Archäologie der Medien. Zur Tiefenzeit des technischen Hörens und Sehens. Reinbek bei Hamburg 2002 (re 55649).
15 Friedrich Kittler: Grammophon Film Typewriter. Berlin 1986, S. 4.
16 Vgl. Christian Kiening (Hg.): Mediale Gegenwärtigkeit. Zürich 2007 (Medienwandel – Medienwechsel – Medienwissen 1).

Das Buch ›Urszenen des Medialen‹ (366 S.) ist 2012 im Wallstein-Verlag (Göttingen) erschienen.

Tagungsberichte

Intermedien in den Künsten. Die Perspektive der Übertragung/Intermedialità nelle arti. La prospettiva della trasmissione

Congrès international
ISR Venezia, 23./24. février 2012

Autour d'une thématique commune, celle des échanges existant entre les différents médiums, le congrès interdisciplinaire – organisé par Barbara Naumann (Zürich) et Edgar Pankow (Frankfurt/M.) – a cherché à démontrer l'importance du concept de transmission au sein des modes d'expressions artistiques, principalement littéraires et visuels. En partant du principe que l'intermédialité joue un rôle structurel déterminant dans la construction des modèles de communication propres à une ou plusieurs œuvres, les participants, de langue italienne ou allemande, ont proposé des interventions variées, réunies par la nécessité de démontrer le rôle central du transfert et des mouvements que celui-ci génère entre les époques, les formats et les genres. La rencontre a débuté avec la conférence de Lucia Corrain (Bologna), qui était centrée autour de la grande rétrospective de Maurizio Cattelan organisée récemment au Guggenheim de New York. Y fut analysé la particularité du dispositif d'exposition grâce auquel la rotonde du musée, normalement vide, devient un nouveau médium de monstration pour les œuvres de Cattelan, insérant celles-ci au sein de la tradition, plutôt rare, de l'image suspendue entre ciel et terre. Pierre-Yves Theler (Fribourg) s'est penché sur l'intermédialité existant entre les textes et les représentations de guérisons miraculeuses d'une part, et les ex-votos anatomiques d'autre part, mettant en exergue le processus de guérison et de substitution complexe que ces derniers généraient entre l'espace sacré et les fidèles à la fin du Moyen Âge et au début de la Renaissance. L'intervention de Heinz Drügh (Frankfurt/M.), s'est intéressée au potentiel esthétique de la publicité et des produits de consommation, au travers d'une analyse transmédiale mettant en avant les transferts et les rapprochements entre ces derniers et l'objet d'art depuis la révolution industrielle du 19ème siècle. La conférence d'Ulrich Johannes Beil (Zürich), a mis en évidence la présence potentielle de l'›Aura‹, selon la définition donnée par Walter Benjamin, dans la production artistique de trois grands photographes internationaux: Thomas Struth, Gregory Crewdson et Carlos Goldgrub. Elena Agazzi (Bergamo) a traité de l'œuvre plurielle d'Ilse Aichinger, écrivaine viennoise chez qui l'élément visuel, entre littérature et cinéma, devient un dispositif de transfert permettant au souvenir de voyager à travers l'espace et le temps. Edgar Pankow (Frankfurt/M.) a reflèchi sur le dernier roman de l'écrivain Don DeLillo qui, grâce à un rapprochement avec les installations vidéo, notamment l'arrêt sur images, porte la lenteur de la narration à une nouvelle forme d'esthétisme. La présentation de Massimo Leone (Torino) a mis en évidence la vaste constellation intermédiale construite au fil des siècles autour du thème de la ›Tentation de saint Antoine‹, avec un accent particulier sur la contribution significative de Flaubert au sujet. Caroline Torra-Mattenklott (Bern) s'est penché sur les parallèles tracés par Paul Valéry entre les travaux de Leonardo da Vinci et sa propre méthode de pensée visuelle, basée sur la transformation de mouvements en figures spatiales et vice versa. L'apport de Marius Rimmele (Konstanz) a questionné les modes de passage et de réactualisation d'une métaphore orale dans un médium visuel. Victor Stoichita (Fribourg) a analysé la méthode ingénieuse avec laquelle le Caravage, grâce à l'insertion de médiums textuels ou sonores au sein de sa peinture, parvient à confronter son art réaliste à la figure divine de l'ange. Bettina Gockel (Zürich) a démontré l'influence de la littérature, notamment les romans et les nouvelles, sur la production artistique de Paul Klee et de ses contemporains. Le congrès s'est terminé avec l'intervention de Barbara Naumann (Zürich) dédiée aux dessins de Victor Hugo et à leur rapport au style littéraire du grand écrivain, entre création spontanée et refus des conventions.

Pierre-Yves Theler

›*Ní hansa* – Not hard to tell!‹ Extraordinary Accounts of Mediality in Early Irish Literature

Workshop im Rahmen des Doktoratsprogramms ›Medialität in der Vormoderne‹
Zürich, 2./3. März 2012

Zwar ist die keltologische Forschungsgemeinde in der Schweiz klein, doch hat der Workshop eine große Anzahl an Interessierten aus unterschiedlichen Fachbereichen zusammengeführt. Unter dem Titel ›*ní hansa* – Not Hard to tell!‹, einer in der altirischen Literatur oft verwendeten Formel, stand die Medialität in der frühen irischen Literatur im Mittelpunkt: Geraldine Parsons (Glasgow) beschäftigte sich mit der Stimme des Erzählers in *Acallam na Senórach* (The Colloquy of the Elders) und analysierte einen der wichtigsten mittelalterlichen irischen Texte. In diesem vermittelt der Krieger Cailte zwischen seiner alten, heidnischen Welt und der neuen christlichen Welt des Heiligen Patrick. Parsons konnte darstellen, dass Cailte dabei nicht nur als Narrator sondern zugleich als ›Link‹ fungiert, der mit Hilfe von Protagonisten, Monumenten, geographischen Besonderheiten oder seiner eigenen Erfahrung das heidnische ›Golden Age‹ mit einem aufkommenden christlichen verknüpft und so eine erfolgreiche Konversion darstellt. Ein ganz anderes Genre der irischen Texttradition griff Dagmar Schlüter (Heidelberg) in ihrer Auseinandersetzung mit den *dindshenchas* auf. Gerade diese Textgattung zeigt vielfältige Möglichkeiten des Medialen auf, welche in den Texten oft ganz bewusst mehrschichtig inszeniert werden: Das in Irland ungemein populäre Genre der *dindshenchas* (Place-Lore) verlinkt Land, Natur, Geschichte, Mythos und Menschen, indem es (meist als historisch wahrgenommene) Narrative fast wörtlich in Landschaften überträgt und ›einschreibt‹. Um ›inscribed narratives‹ ging es auch im Vortrag ›From Body to Narrative: Reading Cethern's Wounded Body in the *Táin Bó Cúalnge* (The Cattle Raid of Cooley)‹ von Sarah Erni (Zürich). In dieser Episode des großen irischen Heldenepos wird der verwundete Körper eines Kriegers von diesem selbst, einem Heilkundigen sowie der Hauptfigur des Epos ›erlesen‹ und so der vorausgegangene Kampf narrativ rekonstruiert. Der Körper fungiert hier also als Medium, welches die Kampfhandlungen solange speichert, bis diese auf die Haut des Vellums übertragen und so für die Geschichte festgehalten werden können.

Auch in den Diskussionen wurde der Frage nachgegangen, was in bestimmten Genres der irischen Literatur als Medium fungieren kann und wie diese Medien nicht nur durch die Protagonisten in den Texten sondern auch durch die ›audience‹ gelesen werden. Zwar spielt die Medialität bei der Erforschung der alt- und mittelirischen Literatur noch eine untergeordnete Rolle, doch zeigte sich, dass die mediale Perspektive neue Impulse vermittelt.

Sarah Erni

Diagramm und Text. Diagrammatische Strukturen und die Dynamisierung von Wissen und Erfahrung

Internationale und interdisziplinäre Tagung
Schloss Überstorf, 14.–17. März 2012

Ausgangspunkt der Organisatoren war das Interesse an Strukturelementen in schon ›an sich‹ strukturbetonten mittelalterlichen Texten. Diese Strukturen in den Texten – so die Annahme – lassen sich besser verstehen, wenn man von der Vertrautheit ihrer Urheber (und meist auch ihrer Benutzer) mit Diagrammen ausgeht, besser wohl: von ihrer Prägung durch ein diagrammnahes, ›diagrammatisches‹ Denken. Diagramme (als visuelle Konstrukte) sind aufgrund ihrer Abstraktionsleistung geeignet, auf die komplexe und in ihrer Komplexität letztlich weder begreifliche noch beschreibbare Welt so zu verweisen, dass sich Grundstrukturen ihrer Ordnung isolieren und daher graphisch anschaulich machen lassen. Zugleich weicht damit der ›natürliche‹ (naive) Blick auf die Welt einem neuen, bewussten. Diagramme – und auch die ihnen verwandten Strukturen in Texten – sind damit wesentlich an Erkenntnisprozessen beteiligt, leiten sie ein und steuern sie. Eben diesen epistemologischen Eigenschaften und Leistungen von Diagrammen und diagrammatischen Strukturen sowie ihrer Einbettung in mediale Konstellationen galt das Interesse der Tagungsteilnehmer.

Die Referenten näherten sich dem Phänomen ›Diagrammatik‹ sowohl über Text- als auch über Bildmaterial; in vielen Fällen findet sich in den Handschriften ohnehin ein vielschichtiges Nebeneinander von Text und Bild. Thematisiert wurde die Einbindung von Diagrammen in Vermittlungssituationen am Hof (Wilhelms von Conches ›Dragmaticon‹, das ›Spielebuch‹ Alfons' des Weisen, das ›Breviari d'amor‹, der ›Welsche Gast‹ Thomasins von Zerclaere) sowie im Kloster (das ›Speculum virginum‹, der ›Hortus deliciarum‹). In den Blick rückten zudem die Verwendung von Diagrammen in historiographischen und exegetischen Kontexten (neben einer bisher unbekannten Pergamentrolle aus Vercelli der ›Fasciculus temporum‹, eine ›Liber floridus‹-Bearbeitung, die Rhaban-Bearbeitung Bertholds von Nürnberg und Fridolins ›Schatzbehalter‹). Einen weiteren Themenkomplex bildete das Erzählen von Geschichte oder Geschichten auf dem Hintergrund diagrammatischer Strukturen (Glabers ›Historiae‹, die ›Oberrheinische Chronik‹, die ›Limburger Chronik‹ und spätmittelalterliche Romane). Übergreifende Vorträge zu Rhythmen und Diagrammen sowie kosmologischen Diagrammen im Besonderen erschlossen einen weiteren Rahmen, in dem sich die vielfältigen Zeugnisse denken lassen; einzelne Vorträge versuchten Ausgriffe über diesen Rahmen hinaus, aber immer im Hinblick auf Strukturmomente in Konzeption und Anordnung von Plastiken, Bildern, Texten, Handschriften.

Historiker, Kunsthistoriker und Textwissenschaftler setzten sich in der Schlussdiskussion mit dem Erkenntnisgewinn, aber auch mit den Schwierigkeiten, den Diagrammatik-Begriff auf Textphänomene hin zu öffnen, auseinander. Verbindungslinien zwischen Textverfahren und bildlichen Darstellungstechniken wurden herausgearbeitet. Gebündelt wurden auch noch einmal die Überlegungen zu den Leistungen und medialen Eigenschaften diagrammatischer Strukturen. Dabei standen die am präsentierten Material beobachteten Momente der Dynamik im Vordergrund: die Variationen, Anreicherungen und Überschreibungen, die das Gelingen von Vermittlung ermöglichen. Weniger die lange betonten mnemotechnischen Eigenschaften von Diagrammen als ihr Anteil an Prozessen des Erkennens und der Aneignung von Wirklichkeit bildeten das Zentrum des Interesses.

Vera Jerjen

Urbanität. Formen der Inszenierung in Texten, Karten, Bildern

42. Frühjahrskolloquium des Münsteraner Instituts für vergleichende Städtegeschichte e. V. in Zusammenarbeit mit Martina Stercken (Zürich) und Ute Schneider (Essen)
Münster, 19./20. März 2012

Im Vordergrund des Kolloquiums stand nicht so sehr der schillernde Begriff ›Urbanität‹, der seit der Antike als Chiffre für kultivierte Lebensart und Rhetorik, in der Gegenwart vor allem für verdichtete Bebauung verwendet worden ist. Vielmehr interessierten die medialen Formen und Strategien, in denen Urbanität inszeniert und Eigenarten des Urbanen akzentuiert worden sind. Dabei wurde von einem kulturgeschichtlichen Medienbegriff ausgegangen, der weniger technologische Fortschritte ins Zentrum stellt, als vielmehr nach den kulturellen Bedingungen von Sinnstiftung fragt. Nicht nur zeitlich, sondern auch thematisch breit gefächert zeigte sich das Programm mit Beiträgen aus den Bereichen Geschichte, Kunstgeschichte, Romanistik, Anglistik und Medienwissenschaft.

Eine Reihe von Beiträgen befasste sich mit bildlichen und kartographischen Repräsentationen der Stadt. Ingrid Baumgärtner (Kassel) nahm Karten von der Stadt Jerusalem aus dem 11. bis 14. Jahrhundert in den Blick. Sie fragte danach, wie ideal-schematische Vorstellungen des Himmlischen Jerusalem durch Berichte von der irdischen Stadt nach der Eroberung durch die Kreuzfahrer (1099) modifiziert wurden. Gerhard Fouquet (Kiel) untersuchte spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Stadtansichten deutscher Städte und vermochte aufzuzeigen, dass diese weniger der gebauten Realität ver-

pflichtet waren als der Idee der ›schönen Stadt‹ Ausdruck verleihen sollten. Strategien des ›city branding‹ in Schrift und Bild analysierte Peter Johanek (Münster), den Bogen dabei vom Mittelalter bis in die Gegenwart spannend. Er rekonstruierte die jeweilige Rolle architektonischer Individualitätsmarker (etwa der Kölner Dom) von urbanen Stereotypen und historischen Inszenierungen der Stadt.

Einen weiteren Schwerpunkt bildeten Imaginationen des Urbanen in Text und Textillustration. Am Beispiel mittelalterlicher Imaginationen des Pariser Scholarenmilieus ging Frank Rexroth (Göttingen) der topischen Verbindung von Wissenschaft und Laster nach, die zum ersten Mal im 12. Jahrhundert auf der ›mental map‹ Europas erschienen sei. Diese Imaginationen seien als Versuche zu verstehen, die Autonomisierung der Wissenschaft zum selbstreferentiellen System gedanklich fassbar zu machen. Birgit Studt (Freiburg im Breisgau) stellte ein Projekt zur Chronistik in den drei südwestdeutschen Bischofsstädten Strassburg, Konstanz und Basel zwischen 1300 und 1550 vor. Sie fragte danach, wie man sich im Medium historiographischer Texte über politisches Handeln und städtische Werte verständigte. Cerstin Bauer-Funke (Münster) zeigte am Beispiel fiktiver Reiseberichte, dass der Begriff der Urbanität in der französischen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts immer mit der Kategorie der Bewegung im Raum verbunden werde. ›Urbanität‹ als Lebensform stelle sich immer mit der Topographie der gebauten Stadt verknüpft dar. Tanja Michalsky (Berlin) setzte sich anhand dreier Stadtführer zu Neapel aus dem 16. und 17. Jahrhundert mit der Art und Weise auseinander, wie der Stadtraum in beschreibend-historiographische Ordnungsmodelle überführt wurde. Als wesentliches Gliederungsprinzip stellte sie die Performanz von Urbanität heraus, die sich durch die Verknüpfung erwanderter Strassen und Gebäude mit Geschichte und Personen fassen lässt.

Mit der Stadt im Film beschäftigten sich die Beiträge von Nicole Waller (Würzburg) und Julika Griem (Darmstadt). Waller analysierte Spike Lees Dokumentarfilm ›When the Levees Broke‹ (2006), der die Folgen des Hurrikans Katrina auf New Orleans thematisiert. Dabei zeigte sie auf, dass die im US-amerikanischen Mainstream oft anzutreffende Charakterisierung New Orleans‘ als eine kulturell und ethnisch ›ausserhalb‹ der Vereinigten Staaten liegende Stadt auch von Lees sympathisierender Binnensicht übernommen wird. Julika Griem untersuchte die Rolle Baltimores als ›Protagonistin‹ der Fernsehserie ›The Wire‹ (2002–2008). Anstatt »die Stadt im postindustriellen Überlebenskampf« zum Schauplatz von Einzelschicksalen zu machen, inszeniere die Serie sie als komplexes System des Ineinandergreifens von institutionellen Strukturen und individuellen Handlungsoptionen. Narrativ werde diese Prämisse durch das Verfahren der »komplexitätssteigernden Kumulation« erreicht.

Den Umgang mit neuen infrastrukturellen Herausforderungen an die moderne Stadt rückten die letzten beiden Beiträge in den Mittelpunkt. Aus der Perspektive des Stadtplaners befasste sich Christoph Luchsinger (Wien) mit Herausforderungen an Theorie und Praxis des modernen Städtebaus. Er machte auf die Problematik der ›vertikalen Organisation‹ der Stadt aufmerksam, die sich im 19. Jahrhundert mit dem Bau einander überlagernder Infrastrukturanlagen wie der Kanalisation, Bahn- sowie Strassennetze gestellt habe und heute mit dem Entstehen unerwünschter ›Abfallräume‹ diskutiert würde. Auf welche Weisen sich die städtischen Eliten im 18. und 19. Jahrhundert den Untergrund von Paris aneigneten, machte Antonia von Schöning (Basel) zum Thema. Als neues Genre der Kartographie habe sich die quantifizierende Stadtdarstellung entwickelt, die die unterirdische Kanalisation als Teil des städtischen ›Organismus‹ inszeniere und selbst als Ausdruck eines ›gouvernementalen‹ Regierungsverständnisses begriffen werden könne.

In der von den Hauptveranstalterinnen der Tagung, Martina Stercken und Ute Schneider, geleiteten Schlussdiskussion wurden die vorgestellten Situationen der Inszenierung von Urbanität in der Geschichte nochmals akzentuiert sowie zeitspezifische Modelle ihrer Vermittlung und Instrumentalisierung hervorgehoben. Die Erträge der Tagung werden in der Reihe ›Städteforschung‹ publiziert.

Stefan Fuchs

Instrumentalisierte Heiligkeit. Nicht-christliche Heiligkeit im Machtdiskurs

Interdisziplinäres Arbeitsgespräch
Universität Zürich, 30./31. März 2012

Ziel des im Rahmen des NFS-Projekts ›Erzählen vom fremden Heiligen in Mittelalter und früher Neuzeit‹ von Mireille Schnyder veranstalteten Arbeitsgesprächs war es, dem intrikaten Verhältnis von weltlicher Macht und religiöser Ideologie im christlichen Diskurs nachzugehen. Im Fokus stand die christliche Wahrnehmung, Wertung und Deutung fremder Herrschaft. Die Beiträge stammten aus den Bereichen der Germanistik, Islamwissenschaft sowie Indologie und umfassten einen Zeithorizont vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert. Im Vordergrund der Veranstaltung stand die Diskussion von vorgängig verschickten Texten und Bildern; es ergaben sich dabei zahlreiche Verbindungslinien zwischen den verschiedenen Beiträgen.

Den juristischen Diskurs als Verhandlungsrahmen für Macht und Religion sowie die Zensur religiöser Texte als machtpolitisches Instrument zeigten die Referate von Christoph Lienhard, Susanne Köbele und Astrid Meier. Lienhard stellte die Diskussionen um die erste gedruckte lateinische Koranausgabe von 1542/43 vor, während Köbele anhand der Auseinandersetzungen an der Pariser Universität im 13. Jahrhundert zwischen dem Pariser Bischof und den Lehrern an der Artistenfakultät die Problematik einer scharfen Grenzziehung zwischen der ›wahren‹ christlichen Lehre und der durch die antike Philosophie verfälschten Häresie herausarbeitete. Meier präsentierte in ihrem Beitrag einen juristischen Kommentar zum islamischen Recht aus dem 11. Jahrhundert, der die Frage behandelt, wie vor dem Hintergrund der traditionellen muslimischen Schwurformel auch Christen, Juden und Zoroastrier einen Schwur vor Gericht zu leisten hätten. Im Zentrum dieser juristischen Argumentation steht die Prämisse der strukturellen Ähnlichkeit von Transzendenzkonzepten, dass nämlich alle Menschen die gleiche Angst haben, einen falschen Schwur zu leisten. Ziel ist damit die Instrumentalisierung religiöser Gefühle für die Rechtsprechung.

Die machtpolitische Dimension von Beschreibungen religiöser Phänomene in ihrer historischen Varianz kam in unterschiedlichen Beiträgen zur Sprache. So thematisierte etwa Angelika Malinar den Umgang des englischen Kolonialismus mit dem Hinduismus. Sie zeigte an der Übersetzung und Kommentierung eines Indien-Reiseberichtes aus dem 17. Jahrhundert durch den englischen Kolonialbeamten William Crooke aus dem 19. Jahrhundert eine deutliche Verschiebung der Wahrnehmung und Deutung indischer Religiosität. Die hinduistischen Askese-Praktiken wurden von Crooke nun nicht mehr als Kuriositäten, sondern unter der Kategorie ›Religion‹ gefasst und als strukturell gewaltsam und ungesund gewertet. Damit wurde sein Kommentar auch Spiegel innerkonfessioneller Auseinandersetzungen. Julia Weitbrecht zeigte die Umdeutung und Vereinnahmung pagan-antiker (Proto-)Märtyrerinnen in der christlichen Legendarik des frühen Mittelalters als Machtinstrument innerhalb des Spannungsfeldes zwischen Religion und Staatsmacht.

Die Verbindung fremder Herrschaft mit Macht, Gewalt und Willkür und insbesondere der Topos des heidnischen Gewaltherrschers, der die Grenze zwischen Weltlichem und Göttlichem überschreitet, zeigte sich als gemeinsames Thema der Beiträge von Stephan Baumgartner, Christina Henß sowie Susanne Baumgartner. Gerade die Figur des heidnischen Despoten fungiert als Verhandlungs- und Projektionsfläche eigener, christlicher Macht- und Herrschaftskonzeptionen. Diskutiert wurde dies an der Figur des Holofernes in Friedrich Hebbels ›Judith‹

(Stephan Baumgartner), der Darstellung des mongolischen Grosskhans in Mandevilles Reisebericht (Christina Henß) und an der Gegenüberstellung des heidnischen und christlichen Herrschers in der Kreuzerhöhungslegende aus der ›Kaiserchronik‹ (Susanne Baumgartner).

Leitende Diskussionsfelder des Arbeitsgespräches waren unter anderem die Ambivalenz struktureller Analogie als Neutralisierung oder Stabilisierung von Glaubensdifferenzen, die Implikationen der medialen Form für die machtpolitische Instrumentalisierung fremder Heiligkeit sowie die methodische Herausforderung der Beschreibung von Phänomenen der Spiegelung des Eigenen im Fremden.

Das Arbeitsgespräch knüpfte an drei vergangene Veranstaltungen an, in denen diskutiert wurde, inwiefern die Wahrnehmung fremder Heiligkeit mit einer Verschiebung des religiösen Phänomens in einen Diskurs des Ästhetischen, des Inszenierten oder des Ökonomischen einhergeht. Die angeregte, perspektivenreiche Diskussion soll in weiteren Arbeitsgesprächen fortgesetzt werden.

Susanne Baumgartner, Christina Henß

Tertium datur. Das Dritte in der Geschichte 1450–1850/The Third in History 1450–1850

Internationale Tagung
Zürich, 21.–23. Juni 2012

In der jüngeren Geschichtswissenschaft wurden dualistische Erklärungsmodelle von verschiedenen Seiten kritisiert. So stellte die neuere Kulturgeschichte mit ihrem Fokus auf Sinnbildungsprozessen, Weltbildern und Deutungsmustern die bislang herrschende Unterscheidung von objektiver historischer Wirklichkeit und ihrer zeitgenössischen Wahrnehmung in Frage. Die Globalgeschichte machte es sich zum Anliegen, eingeschliffene Interpretamente und Erklärungsmodelle, die auf dem Gegensatz von westlicher und restlicher Welt beruhen, aufzubrechen. Die Medien- und Wissensgeschichte schließlich meldete erhebliche Zweifel an gängigen erkenntnistheoretischen Dualismen wie dem von Realität und Re-Präsentation bzw. von Wahrheit und Irrtum an. Ziel der international besetzten Frühneuzeittagung war es, diese Zweifel aufzugreifen und sie produktiv zu wenden. Als systematischer Bezugspunkt fungierte hierbei das ›Dritte‹.

Mit dem ›Dritten‹ sollte, so die Überlegung der Tagungsorganisatoren (Francisca Loetz, Bernd Roeck, Marcus Sandl und Sven Trakulhun), weder ein bestimmter Gegenstandsbereich in den Vordergrund gerückt werden – dazu ist die Frage nach dem *tertium datur* zu abstrakt – noch ein bestimmter theoretischer Ansatz in den Mittelpunkt treten; dazu ist das ›Dritte‹ dann doch wieder zu konkret. Zunächst ist das ›Dritte‹ nicht anders als die Störung einer binären Ordnung zu fassen. Es ist das, was Dualität aufbricht, Grenzziehungen durchkreuzt, Dichotomien in Frage stellt und dabei die ihnen inhärenten Paradoxien offenlegt. Überall dort also, wo Ordnungen in Schieflage geraten und Asymmetrien entstehen, ist ein ›Drittes‹ zu vermuten. Das ›Dritte‹ stört oder zerstört indes nicht nur Ordnungen; es ermöglicht auch ihren Aufbau. Es besitzt eine »organisatorische Potenz«, wie Albrecht Koschorke dies genannt hat. So entsteht beispielsweise erst dort, wo ein hinzukommendes Drittes das reziproke Wechselspiel der Dyade durchbricht, ein vergesellschaftendes Moment in sozialen Beziehungen. Das ›Dritte‹ nämlich bringt ein Element von Indirektheit, Distanzierung und Fremdbeobachtung ins Spiel, das, um noch einmal Albrecht Koschorke zu zitieren, »den Nukleus jener Überpersönlichkeit und Objektivation bildet, mit dem institutionelle Einheiten dem Einzelnen gegenübertreten«.[1] Konkurrenz, Irritation, Störung, Parteibildung, Herrschaft, all das ist ohne das ›Dritte‹ (oder den Dritten) nicht denkbar.

Ausgehend von diesen Überlegungen wurden neue thematische Perspektiven sowie konzeptionelle, methodologische und epistemologische Fragen diskutiert, die sich mit Blick auf das ›Dritte‹ ergeben. Das Themenspektrum reichte dabei von der Politik- und Wirtschaftsgeschichte über die Kultur- und Medienhistorie bis hin zur Globalgeschichte. Den Auftakt machten sozialgeschichtliche Fragestellungen. Anknüpfend an soziologische und kulturtheoretische Überlegungen zum ›Dritten‹ beschäftigten sich

die Vorträge des ersten Panels mit historischen Konstellationen, in welchen sich zwischenmenschliche Beziehungen weder auf Intersubjektivität noch auf bipolare gesellschaftliche Gegensätze reduzieren lassen. So widmete sich zunächst Arndt Brendecke (München) der Figur des Überparteiischen und betonte deren konstitutive Bedeutung für das vormoderne Konzept der Amtsträgerschaft im kolonialen Amerika. Wolfgang Kaiser (Paris) rückte anschließend den ›Passeur de rives‹ in den Mittelpunkt seiner Überlegungen zum Mittelmeerraum in der Frühen Neuzeit und zeigte, wie sehr mediterrane Kommunikation von prekären und hybriden Gestalten geprägt war, die sich zwischen vermeintlich klar getrennten Kulturen bewegten. Dynamiken, Bewegungen und Zirkulationen waren schließlich auch das Thema von Jan Behnstedts (Konstanz) Vortrag zu Modellen des öffentlichen Kredits im 18. Jahrhundert, in welchen das ›Dritte‹ auf verschiedenen Ebenen – auf derjenigen des Geldes, der Schuld und des Vertragsrechts – eine zentrale Rolle spielte.

Mediengeschichtliche Aspekte des Dritten standen in der zweiten Sektion im Mittelpunkt. Unter den Vorzeichen medientheoretischer Überlegungen, wonach das ›Dritte‹ als das, was dazwischen tritt, was Differenzen setzt und gleichzeitig Verbindungen ermöglicht, zu bestimmen ist, widmete sich zunächst Ulinka Rublack (Cambridge) der Mode in der deutschen Renaissance. Kleidung war, wie Rublack zeigte, ein komplexes Kommunikationsmedium, das, symbolisch hochgradig aufgeladen, immer wieder triadische Beziehungen hervorbrachte, diese aber gleichzeitig auch störte, irritierte und gefährdete. Francisca Loetz (Zürich) verdeutlichte dann anhand der frühneuzeitlichen Praxis der Wortsünden, dass Gott innerhalb des blasphemischen Sprachspiels als das Dritte fungierte, das es ermöglichte, den diesseitigen Gegner in bestimmter Weise zu adressieren und zu treffen.

Im dritten Panel stand dann die Frage im Zentrum, wie sich frühneuzeitliche Sinnformationen im Zeichen des ›Dritten‹ ausbildeten und veränderten. Den Anfang machte Sandro Linigers (Konstanz) Vortrag über den Propheten zur Zeit der Bündner Wirren, der als Mittler zwischen Immanenz und Transzendenz konfessionelle Differenzen setzte als auch heilsgeschichtlich auflud. Temporalisierung und Dynamisierung von Sinnzusammenhängen waren ebenfalls Gegenstand der anschließenden Überlegungen von Achim Landwehr (Düsseldorf), der sich mit der Emergenz neuer Zeitmodelle sowie sich verändernden Gegenwartskonzepten im 17. Jahrhundert beschäftigte. Interkulturelle Sinnformationen machte danach Renate Dürr (Tübingen) zum Thema ihres Vortrags zur Mittler- und Übersetzerrolle des Jesuiten Florian Paucke im Paraguay des 18. Jahrhunderts.

Nachdem die ersten drei Sektionen das ›Dritte‹ vornehmlich auf einer empirisch-methodologischen Ebene in den Blick gerückt hatten, traten in den folgenden zwei Sektionen die konzeptionellen Implikationen des *tertium datur* in den Vordergrund der Vorträge und Diskussionen. Solche Implikationen besitzt das ›Dritte‹ insofern, als es gängige heuristische Dualismen wie Ereignis und Struktur, Moderne und Vormoderne oder National- und Globalgeschichte nicht nur aufzubrechen, sondern auch einer kritischen Überprüfung zugänglich zu machen erlaubt. In diesem Sinne wechselten zunächst die Vorträge der vierten Sektion die analytische Ebene, indem sie den aus der europäischen Geschichtsschreibung stammenden Epochenbegriff der Renaissance in einen globalgeschichtlichen Zusammenhang stellten. Im Begriff der Renaissance, so zeigte zunächst Dietmar Rothermund (Heidelberg) in seinem Beitrag zur sogenannten ›Bengal Renaissance‹ im 19. Jahrhundert, ist ein spezifisch europäisches Konzept des ›Dritten‹ eingelagert, das nichtsdestotrotz zum Formationsprinzip außereuropäischer Selbstbeschreibungen und damit zum Paradigma des Kulturvergleichs werden kann. Demgegenüber vertrat Toby Huff (Cambridge, MA) die These von der Einmaligkeit der Europäischen Renaissance und begründete sie mit der Singularität des hier erreichten wissenschaftlichen Fortschritts, ohne dabei indes auf die Frage nach dem *tertium comparationis* seiner kulturvergleichenden Schlussfolgerungen einzugehen. Dezidiert in Abgrenzung zu dualistischen Erklärungsmodellen entwickelte dagegen Floris Cohen (Utrecht) ein Modell der ›Wissenschaftlichen Revolution‹ im 17. Jahrhundert, indem er auf die Emergenz wissenschaftlichen Wandels jenseits von Kontinuität oder Bruch aufmerksam machte.

In Anknüpfung an Cohens und Rothermunds Überlegungen wurden im fünften und letzten Panel schließlich die Konsequenzen diskutiert, die das ›Dritte‹ für historiographische Epocheneinteilungen hat. So wurde von Anthony Reid (Canberra) zunächst die Frage aufgeworfen, ob das Epochenkonzept der ›Early Modernity‹ globalgeschichtlich tragfähig sei. Reid plädierte mit Blick auf Südostasien für ein analytisch wie historisch offenes, trianguläres Epochenkonzept, das es erlaube, Vergleichs- und Verflechtungsgeschichte eng aufeinander zu beziehen. Peer Vries (Wien) nahm diesen Aspekt auf und verdeutlichte an Beispielen der globalen Wirtschaftsgeschichte die heuristischen Vorteile eines reflektierten Umgangs mit dem Konzept der ›Early Modernity‹. Nicht mit einem Epochenbegriff, sondern mit der »Sattelzeit« als dreiwertigem »Transformationsparadigma«, das durch Reinhart Koselleck in die deutschsprachige Geschichtsschreibung eingeführt wurde, beschäftigte sich am Ende der Tagung Stefan Jordan. Jordan betonte nochmals die Vorteile, die das ›Dritte‹ als Hermeneutikum bzw. Heuristikum für die Historiographie besitze, machte aber auch auf die Probleme triangulärer Transformationskonzepte aufmerksam, die im Falle der »Sattelzeit« insbesondere in ihren teleologischen Implikationen zu sehen seien.

Das ›Dritte‹, so zeigte die Tagung, kann sehr unterschiedlich verstanden werden. Und nicht immer wurde, wie Aline Steinbrecher und Ralph Weber (beide Zürich) in ihren Abschlusskommentaren deutlich machten, klar zwischen einem metaphorischen, analytischen und erkenntnistheoretischen Begriff des ›Dritten‹ getrennt. Trotz dieser Unschärfen gelang es indes immer wieder, dualistische durch komplexere Erklärungsmodelle zu ersetzen. So wurde das ›Dritte‹ in vielen Vorträgen zum Ausgangspunkt, über Formen der Autologie, Selbstorganisation und Rekursivität nachzudenken, die sich mit kausallogischen Modellen nicht erfassen lassen. Immer wieder traten Bewegungen, Vollzugsformen und Relationen dort ins Zentrum der Diskussionen, wo Historikerinnen und Historiker ansonsten Strukturen sowie Ordnungen identifizieren. Nicht zuletzt zeigte der Blick auf das ›Dritte‹, dass das historische Geschehen Asymmetrien beinhaltet und dass dort, wo etwas geschieht, immer auch etwas anderes geschieht, Ordnungen in Schieflage geraten und gewechselt werden.

Marcus Sandl

1 Die Figur des Dritten. Graduiertenkolleg der Universität Konstanz. Programm. URL: http//www.uni-konstanz.de/figur3/ [15.07.2012].

Der ›große Mann‹. Phantasma des 19. Jahrhunderts

Tagung
Leibniz Universität Hannover, 28.–30. Juni 2012

Im Zentrum der von Michael Gamper, Karl Wagner und Ingrid Kleeberg organisierten Tagung stand die Figur des ›großen Mannes‹. Ziel war es, sich dieser aus historischer, soziologischer, literaturwissenschaftlicher und kunsthistorischer Perspektive anzunähern. Dabei sollte vor allem der Beziehung zwischen der Masse und dem ›großen Mann‹ und den Phantasien, welche die Vorstellung des exzellierenden Einzelnen erst konstituieren, besondere Bedeutung zukommen. Wird im Rahmen dieser Beziehung die Übertragung von Charisma in den Blick genommen, so stellen sich zwangsläufig Fragen zur Medialität. Denn es geht um die Formen der Inszenierung charismatischer Ausstrahlung.

Diese lässt sich mit einfach erwerbbaren Gegenständen fassen, die die Phantasie anregen, wie zum Beispiel Reliquiare aus St. Helena oder kleine Reiterstatuen Napoleons.

Den Auftakt der Tagung bildete der Beitrag des Historikers Ernst-Christian Steinecke, der über die Forschungen von August Ludwig Schlözer berichtete. Marian Füssel, der umfangreiches Material zur intermedialen Aneignung von Friedrich II. im 19. Jahrhundert aus historischer Perspektive zeigte, ging es unter anderem um die obsessiven Vergleiche von Napoleon und Friedrich II. und um die Frage, wer denn nun der ›Größere‹ von beiden sei. Tobias Schlechtriemen behandelte in seinem Vortrag die Exzeptionalität des soziologischen Beobachters am Beispiel von Auguste Comte. Der Literaturwissenschaftler Claude Haas beschäftigte sich schließlich mit dem Tod des ›großen Mannes‹ im Drama. Er erläuterte diesen Aspekt anhand der unterschiedlichen Tragödienfassungen des ›Fiesco‹ von Friedrich Schiller und der ›Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie‹ von Friedrich Hegel.

Den literaturwissenschaftlich akzentuierten zweiten Tag leitete der Vortrag von Dirk Werle ein. Dieser führte in Schleiermachers Auseinandersetzung mit der Figur des ›großen Mannes‹ ein und zeigte weitreichende geistesgeschichtliche Bezüge auf. Im Vortrag von Juliane Vogel ging es dann um Kleists ›Guiscard‹-Fragment und die implizite Verhandlung von Napoleons Belagerung der Festung von Jaffa. Vogel erörterte ebenso die Inszenierung des Charismas im Medium des Bildes und erläuterte, mit welchen Mitteln die Außerordentlichkeit eines Menschen vermittelbar gemacht werden sollte. Im Anschluss daran rückte Ethel Matala de Mazza Napoleon III. und dessen Mangel an ›Größe‹ ins Blickfeld. Sie thematisierte die Farce als Selbstaufklärung im Unterschied zur Tragödie, die ihren eigenen Suggestionen verfalle. Sonja Osterwalder widmete sich danach C. F. Meyers Arbeit an einer Phänomenologie der Größe und verglich dessen Werk mit Burckhardts Text zur »historischen Größe«. Ins 20. Jahrhundert führte Robert Suter, der sich auf die Ratgeberliteratur konzentrierte, die Erfolg mit autosuggestiven Übungen demokratisieren wollte. Eva Horn fokussierte die ›große Frau‹. Anhand von Schillers ›Die Jungfrau von Orleans‹ und Fritz Langs Stummfilm ›Metropolis‹ arbeitete sie Spezifika des weiblichen Typus' dieser Figur heraus. Im Anschluss befasste sich Ingrid Kleeberg mit Konzepten, die das Verhältnis der Vielen zum hervorragenden Einzelnen behandeln. Einen fulminanten Schlusspunkt setzten die beiden Kunsthistoriker Joseph Imorde und Gregor Wedekind. Imorde behandelte die Darstellung Michelangelos als künstlerischen Helden, während Wedekind eine Geschichte der Versuche entwickelte, Porträtierten Größe zukommen zu lassen.

Die Tagung hat deutlich gemacht, dass auf vielfache, auch widersprüchliche Weise mit der Terminologie des ›großen Mannes‹ operiert wird. Prägnant zeigte sich, dass das Phantasma nur erklärt werden kann, wenn eine mediale Perspektive interdisziplinär verhandelt wird.

Stephan Baumgartner

Rezensionen

Julia Weitbrecht: Aus der Welt. Reise und Heiligung in Legenden und Jenseitsreisen der Spätantike und des Mittelalters.

Heidelberg: Winter 2011. 235 S.

»Jeder Bericht ist ein Reisebericht – ein Umgang mit dem Raum.« Die These, die Michel de Certeau im 9. Kapitel seiner Studie ›Kunst des Handelns‹ auf Erzählungen des Alltagslebens münzt, ließe sich unter dem Vorbehalt, dass sie der Historisierung bedarf, auch für diejenigen Texte aufstellen, welche die Literaturwissenschaftlerin Julia Weitbrecht in ihrer Dissertation untersucht. Certeaus Satz koppelt das Erzählen von vornherein an mediale Bedingungen und trifft damit einen zentralen Punkt des von Weitbrecht ausgewählten Corpus spätantiker und mittelalterlicher legendarischer Werke. Diese bedenken im Modus der Reise und damit der Bewegung im Raum in je spezifischer Weise das Verhältnis zwischen der Heiligkeit ihrer Protagonisten, deren Bezug zur Transzendenz und der immanenten, sozial organisierten Welt, der sie angehören. Anhand des Bezugs zur räumlichen Dimension, so Weitbrechts Ausgangspunkt, wird diese basale Differenz von Immanenz und Transzendenz bzw. der Anteil des Heiligen an beidem ausgelotet. Der Punkt der Immanenz, von dem aus die Unterscheidung in ihrer systemtheoretischen Form einzig beobachtet und dargestellt werden kann, ist die Erzählung selbst, die vom Unsagbaren berichtet und es zugleich immer auf das Sagbare bezieht: die Begründungszusammenhänge der diesseitigen Welt (S. 10). Heiligkeit erscheint dabei als Heiligung, genauer: als narrativer Prozess der »Heilsannäherung« mittels Bewältigung sozialer und räumlicher Ordnungen (S. 11). Für die Darstellung dieser Annäherung stehen der christlichen Erzählliteratur zwei zentrale Modelle zur Verfügung. Im Modell der *peregrinatio* liegt der Fokus auf der »asketische[n] Bewährung« des Protagonisten »in der Fremde«; das Modell der Konversion zielt stärker auf eine »Bewegung der Umkehr und Erkenntnis« (S. 19). In beiden Fällen geht es um eine reisend erwirkte Veränderung des Heilsstatus der Hauptfigur, die ihre Augenfälligkeit einer Erzähllogik von Aufbruch und Wiederkehr verdankt. Indem Weitbrecht die Frage nach den »historischen Transformationen« des Verhältnisses von Reise und Heiligung stellt (S. 19), fragt sie nach den erzählerischen Möglichkeiten zur Ausgestaltung und Ausdifferenzierung der beiden Modelle, und mithin nach dem »Potential einer narrativen Konstellation« (S. 22).

In den beiden Großkapiteln, die auf die Einleitung folgen, zeigt Weitbrecht, wie sich das Verhältnis von Reise und Heiligung anhand sozialer Konstellationen einerseits, in räumlichen Formationen andererseits, erzählerisch konkretisiert und wie dabei in der Erzählung »neue christliche Leitbilder« (S. 39) geschaffen werden. Vor dem Hintergrund des Erzählmodells hellenistischer Liebes- und Reiseromane werden zunächst Varianten sozialer Heiligung behandelt. Dabei macht schon die Überschrift des ersten Kapitels ›In der Welt aus der Welt‹ deutlich, dass die räumlichen Bedingungen des Vorgangs auch bei Konzentration auf die sozialen Zusammenhänge im Spiel bleiben. Indem das hellenistische Muster von familiärer bzw. partnerschaftlicher Trennung- und Wiedervereinigung aufgenommen und christlich umbesetzt wird, erscheint in diesem Typus der Reiselegende Heiligkeit als Bewährung des Heiligen beim prekären Überschreiten der Grenzen des sozial Vorfindlichen. Je nachdem steht die Konversion eher am Anfang der Reise oder resultiert aus ihr. Wie die beiden Modelle von Reise als Bewährung in der Konversion und Reise als Weg zur Konversion überblendet werden und den engen Konnex von Raumsemantik und Heiligung freilegen, macht Weitbrecht zum Schluss dieses Kapitels an zwei Texten des späten 13. Jahrhunderts deutlich.

Ein zweiter Teil nimmt im Anschluss an die spätmittelalterlichen Texte, welche den Umgang mit dem Raum narrativ ins Zentrum rücken, mittelalterliche Jenseitsreisen in den Blick. Die für diesen Typus relevanten Räume der Heiligung beschreibt Weitbrecht mit Hilfe von Foucaults Begriff der Heterotopie, den sie im Einzelnen differenziert und ergänzt. Als das »ganz-andere«, das grundsätzlich nicht diskursivierbar ist, wird die jenseitige Welt, indem von Grenzüberschreitungen zwischen Dies- und Jenseits erzählt wird, als »Kontaktzone von Immanenz und Transzendenz« (S. 143), als liminaler Raum des Übergangs konstituiert und semantisiert. Neben der Bewegung im Raum ist die visuelle ›Kolonisierung‹ jenseitigen Raumes von ästhetischer und erzählerischer Bedeutung. Schließlich ist das Jenseits funktional immer auf das Diesseits sowie das menschliche Handeln und Ergehen im Irdischen bezogen und der Zusammenhang moralisch besetzt. Wiederum im Anschluss an Foucault spricht Weitbrecht vom Jenseits als einem »Kompensationsraum«, der »aus der Wechselwirkung von Diesseits und Jenseits heraus Wandel« ermöglicht (S. 149).

Julia Weitbrechts Untersuchung überzeugt in vielerlei Hinsicht. Hervorzuheben ist zunächst grundsätzlich die geglückte Verbindung von theoretischem Instrumentarium und konkreten Textanalysen, die stets sehr eng ausfällt. Dass an keiner Stelle der Eindruck erweckt wird, die theoretische Reflexion habe sich auf Kosten der Lektüre verselbständigt, ist einer klugen und differenzierten Auseinandersetzung mit der Forschungsliteratur zu verdanken, die kritisch aufgenommen und wo nötig – so zeigt etwa das Beispiel von Foucault – an den Quellentexten gemessen und modifiziert wird. Die akribisch genauen Vergleiche der historischen Varianten legendarischen Erzählens über soziale und räumliche Heiligung führen nicht zuletzt immer wieder zu interessanten Beobachtungen im Detail, gelegentlich auch außerhalb des engeren Horizonts der Arbeit. So etwa dann, wenn Weitbrecht ihren Ansatz von Beiträgen zur Gattungsdiskussion abgrenzt und gleichwohl in einer Fußnote Grundsätzliches zur Gattung der Legende vorbringt. Diese sei, so Weitbrecht in einer Replik auf Stierle, nicht als Erzählform zu verstehen, die in einem dialektischen Prozess aus einem gattungskonstitutiven Widerspruch hervorgegangen sei, sondern die Legende erlaube, »aus ihrer Erzählhaltung heraus« schon immer »das Spiel mit unterschiedlichen Erzählformen« (S. 116), wie ihre Überlieferungs- und Transformationsgeschichte zeige. In systematischer Hinsicht leuchtet insbesondere das ausgesprochen dynamische Konzept von Heiligkeit ein, das auf unterschiedlichen Ebenen plausibel gemacht wird. Auf der Ebene der Erzählstrategien, welche Heiligkeit als sozial zugeschriebene, räumlich erfahrene, reisend erworbene entwerfen, aber auch auf der Ebene der historischen Transformation, in deren Verlauf die Aushandlungsprozesse um den Heilsstatus zwischen Welt- und Transzendenzbezug immer wieder neu narrativiert werden.

An eben diesem Punkt muss allerdings auch die Kritik ansetzen. Der von Weitbrecht methodisch praktizierte intertextuelle Vergleich wirkt gelegentlich ermüdend und an manchen Stellen vor allem rhetorisch redundant. Dem Rezipienten scheint nicht viel Folgerungsvermögen zugetraut, wenn bei jeder Textanalyse erneut auch auf den Beobachtungen zum Vergleichstext insistiert wird. Weitbrecht bringt mit der Wahl des Textkorpus, mit der Hervorhebung der Signifikanz räumlicher Zusammenhänge für die Analyse der narrativen Strategien, aber auch in der expliziten Formulierung ihres Interesses die Suggestion eines medialen Zugriffs ins Spiel, der dann tatsächlich eine nur sehr untergeordnete Rolle spielt bzw. in seinen Möglichkeiten unterbelichtet bleibt. Die »narratologischen Kriterien« der Texte, so heißt es auf einer der ersten Seiten der Einleitung, interessierten »in ihrer Funktion als Medien der Herstellung von Heiligkeit« (S. 13). Auch der Heilige, die Reise, die Vision, der Weg, die Erzähllogik der Restitution und die Askese werden in der Folge als Medien der Heilserfahrung oder der Gotteserkenntnis bezeichnet. Dies geschieht jedes Mal mit einer Präzisierungsabsicht, wenn im Vorangehenden die Vermittlungsfunktion eines bestimmten Aspekts – in der Regel zwischen Immanenz und Transzendenz – entfaltet wurde. Bei näherem Zusehen wird aber deutlich, dass an keiner Stelle wirklich geklärt wird, in welcher Hinsicht g e n a u die genannten Größen als Medien gelten können. Abgesehen davon, dass unter diesen Umständen unklar bleibt, in welchem Verhältnis – um ein Beispiel herauszugreifen – das Medium ›Heiliger‹ zum Medium ›Raum‹ stehen könnte, gerät aus dem Blick, dass unter historischem Gesichtspunkt im christlichen Kontext die Rede von Medien immer signifikant, da auf ein zentrales Vermittlungsmodell, dasjenige der Vermittlungsfunktion Christi, bezogen ist. Zudem scheint vor dem Horizont moderner Medientheorien und vor allem ihrer mediologischen Variante ein derart unspezifischer Be-

griffsgebrauch kaum vertretbar. Beides müsste angesichts eines nicht zuletzt medial profilierten Verhältnisses zwischen Reise und Heiligung mitbedacht werden. So geglückt die Verbindung von Theorie und Analyse ansonsten erscheint, so sehr hätte man sich in Bezug auf die Medialität eine etwas grundsätzlichere und theoretisch fundiertere Auseinandersetzung gewünscht. Dabei genügt es nicht, Dynamisierung quasi selbstredend auch als Medialisierung zu verstehen, sondern der Gewinn läge gerade in einem genaueren Augenschein auf die Medialität als Ort von Paradoxien, als Ort anderer Medialitäten wie etwa derjenigen der Zeit, als Ort der Interferenz von Materialität und Semantik, kurz: auf Medialität als einem nicht nur komplementären, sondern konstitutiven Aspekt von Sinn- und Begründungszusammenhängen. Was so selbstverständlich an den Anfang der Untersuchung gestellt wird, das Luhmannsche reentry der Unterscheidung von Immanenz und Transzendenz auf Seiten der Immanenz, hätte dann statt als Voraussetzung der Analyse auch stärker als ein Problem beleuchtet werden können, das die Texte auf der Ebene medialer Fragen bzw. als genuin mediales verhandeln. Dass Julia Weitbrechts Dissertation dem medientheoretisch informierten Blick allerdings Richtungen weist, auch ohne diese selbst einzuschlagen, macht diese Arbeit wiederum auch aus dieser Perspektive zu einer ausgesprochen lohnenden Lektüre, deren Relevanz weit über das hinausweist, was sie aktuell leistet.

Aleksandra Prica

Berndt Hamm, Volker Leppin u. Gury Schneider-Ludorff (Hg.): Media Salutis. Gnaden- und Heilsmedien in der abendländischen Religiosität des Mittelalters (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation 58).

Tübingen: Mohr Siebeck 2011. VIII, 247 S.

Die Theologie- oder Kirchengeschichte und die kulturwissenschaftlich orientierte Mediengeschichte haben in den letzten Jahren gemeinsame Schnittfelder entdeckt: die eine, indem sie nach Modellen suchte, historische Vermittlungsideen zeitgemäß (z. B. in kommunikationstechnischer Terminologie) zu beschreiben, die andere, indem sie darauf aufmerksam wurde, dass bis in aktuelle mediale Konstellationen zentrale theologische Muster (z. B. Christologie, Pneumatologie) hineinspielen. Der vorliegende Band ist Ausdruck dieser verstärkten Annäherung. Er versteht sich als Baustein einer »christlichen Mediengeschichte« und nimmt dazu das einschlägige Feld der Heilsvermittlung in den Blick – wobei der Titel eine zweifache Spannung aufweist: Der Begriff *media salutis* ist im Wesentlichen ein nachreformatorischer, dessen Bezug sowohl zu den mittelalterlichen Gnadenmitteln (*officia* oder *sacramenta*) wie zu den modernen Kommunikationsmedien der Klärung bedürfte. Insofern ist der Titel des Bandes signifikant für die Verheißungen wie die Probleme, die zum Tragen kommen, wenn man in historischer Perspektive mit medialer Terminologie zu arbeiten versucht.

Zunächst zu den Problemen. Sie werden am deutlichsten dort, wo aus kommunikations- oder publizistikwissenschaftlicher Sicht theologische und kirchengeschichtliche Phänomene beleuchtet werden, ohne dass dabei historische Nuancierungen zur Geltung kämen (Beiträge von Johanna Haberer und Daniel Meier). Oder dort, wo eine Analyse von Überlieferungssituationen vorliegt, die zwar für sich genommen ergiebig, aber nicht eigentlich mediengeschichtlich angelegt ist. Das gilt für die Untersuchung des Briefwechsels zwischen Königin Mathilde von England und Anselm von Canterbury (Susanne Schenk) oder diejenige ausgewählter, zwischen Latein und Volkssprache situierter Predigten von Jean Gerson und Johannes von Paltz (Christoph Burger) oder auch diejenige fürstlicher Armenfürsorge und Traditionspflege, nun bereits im lutherischen Kontext (Gury Schneider-Ludorff): Jeweils handelt es sich um kompetente geschichts- oder literaturwissenschaftliche Fallstudien, die aber einerseits ein für Fragen der Heilsvermittlung (und nicht nur Glaubensvermittlung) wenig prägnantes Material behandeln, andererseits mediengeschichtliche Relevanz allein darin besitzen, dass im einen Fall der Brief, im anderen die Predigt, im dritten ein Altarprogramm und eine Bibelausgabe als ›Medium‹ begriffen werden. Ein wenig anders ist die Lage bei den Ablassinschriften des späten Mittelalters (Christine Magin): Hier handelt es sich um ein hochinteressantes Material, das in den Schnittpunkt von Vermittlungsfragen (Mündlichkeit/Schriftlichkeit, Bild/Text, Materialität/Immaterialität, Nähe/Distanz) führt, die im gegebenen Fall aber höchstens angedeutet, nicht entfaltet werden. Glücklicherweise bietet ein anderer (ursprünglich 2001 erschienener) Beitrag, der sich anhand der textierten Einblattdrucke dem Ablass als Medienereignis widmet (Falk Eisermann), eine Ergänzung. In ihm wird klar formuliert, dass eine Geschichte des Ablasses gerade das Zusammenwirken der verschiedensten textlichen und bildlichen Medien (bis hinein in Liturgie und Kult) zu beachten hätte – was am gegebenen Beispielmaterial vor allem am Zusammenwirken von Texttypen, Sprachen und Präsentationsformen geschieht.

Damit zeichnet sich ab, wo die Stärken des mediengeschichtlichen Blicks auf frömmigkeitsgeschichtliche Formen und Praktiken liegen können: dort, wo eine präzise Materialkenntnis mit einer genauen Berücksichtigung der Materialität und einem Sensorium für die genuinen Vermittlungsdimensionen, meist in der Spannung verschiedener medialer Formen, zusammentrifft. Exemplarisch sind dafür vor allem drei Aufsätze im vorliegenden Band. Berndt Hamm unternimmt es in seinem grundlegenden Beitrag zur spätmittelalterlichen Gnadenmedialität (eine erste Version erschien in: Dauven/Herberichs/Kiening, Medialität des Heils im späten Mittelalter, 2010), am Beispiel vor allem religiöser Einblattholzschnitte verschiedene Typen von Medialität zu unterscheiden: diejenigen des Heilswerks und seiner Vermittlerfiguren (Christus, Maria, Engel, Heilige), diejenigen der am Heil partizipierenden Formen und Praktiken (Meditation, Bibel, Sakramente, Ablässe, Reliquien, Gnadenbilder) und diejenigen der den Zugang zur Gnade erleichternden Text- und Bildmedien sowie Ostentationen (Elevation der Hostie, Heiltumsweisungen, Schauspiele). Diese Unterscheidung ist erhellend, wirft aber auch Fragen auf. Schon die Differenzierung zwischen ›Heil‹ als der unmittelbar nur im Jenseits gegebenen Gottesschau und ›Gnade‹ als der im Irdischen erreichbaren, zeichenhaft gebundenen Vermittlung eines Vorgeschmacks des Heils erweist sich als schwierig, weil viele Text- und Bildzeugnisse gerade zwischen einem Betonen und einem Aufheben der Differenz oszillieren (s. auch etwa S. 79: »eine frauenspezifische Immediatisierung der Gnade in Unabhängigkeit von männlich gesteuerter Heilsvermittlung«). Darüber hinaus scheint mir die Unterscheidung zwischen »Partizipationsmedialität« und »Erleichterungsmedialität« weniger eine zwischen verschiedenen Typen als eine zwischen verschiedenen Aspekten und Funktionen zu sein: Zwar ist die Reproduktion eines Gnadenbildes von diesem selbst geschieden, doch kann sie durchaus den Anspruch vertreten, deren Aura auf sich zu übertragen; generell kann gerade die Fülle von (oft explizit ausgestellten) Vermittlungsformen auf die Erzeugung von Unmittelbarkeit gerichtet sein. Andere Unterscheidungen, wie etwa diejenige zwischen ontologischen und semiotischen oder auch zwischen personellen, institutionellen und materiellen Aspekten der Heilsvermittlung, wären denkbar.

Das Pendant zu Hamms Beitrag bildet der ebenfalls weiter ausgreifende kunsthistorische Aufsatz von Peter Schmidt zu den Anfängen der gedruckten Gnadenbildreproduktion. Er räumt sowohl mit der medienhistorisch verbreiteten Vorstellung auf, es habe sich beim Holzschnitt um ein frühes Massenmedium gehandelt, wie mit der anderen, ebenfalls noch häufig anzutreffenden Idee, in der frühen Phase des neuen Mediums des Holz- oder Metallschnitts seien vor allem Gnadenbilder reproduziert worden. Schmitt zeigt, dass dies erst im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts und auch dann nur ansatzweise der Fall war. Vor allem aber macht er deutlich, wie komplex präsenzstiftende Strategien in den Bildern und Texten gehandhabt wurden. Auf einem Einsiedler Pilgerzeichen folgt die Darstellung des Gnadenbildes dem be-

rühmteren Vorbild aus Rocamadour, es kommt zur schillernden Beziehung »zwischen der Autorität der Form (eines Gnadenbildes) und der Autorität eines Mediums (der metallenen Pilgerzeichen)« oder auch »der Wiedergabe eines Artefakts (des Gnadenbildes) und des nicht materiell, sondern geistig präsent gesetzten Zieles der Devotion (des/der Heiligen)« (S. 162f.). In der Wiedergabe einer Christusikone durch Israel van Meckenem etabliert die Aufschrift *Hec ymago contrafacta est [...]* ein vielschichtiges Spiel mit Urbild und Abbild, das daran denken lässt, der Stich sei »nicht so sehr ein Zeugnis der Verehrung der Ikone« als vielmehr »ein Mittel, diese damals erst langsam einsetzende Verehrung bewusst zu fördern – die Vision nämlich fester an das konkrete Objekt zu binden« (S. 179).

Eine willkommene Abrundung des Bandes bildet der Beitrag von Volker Leppin, der im Blick auf die Todesmemoria und am konkreten Fallbeispiel der Stadtkirche von Jena »Medien lutherischer Memorialkultur« untersucht – hier Grabstein, Epitaph und Leichenpredigt. Sichtbar wird dabei nicht nur, wie nuanciert die einzelnen Formen mit ihren unterschiedlichen eigenen Wirkungsmöglichkeiten (hinsichtlich Nähe/Distanz, Vergangenheit/Zukunft, engerem/weiterem Rezipientenkreis) umgehen, sondern auch was diesen Typus von Memorialkultur von dem vorangegangener Jahrhunderte unterscheidet: »die Individualität der Todesschicksale [erhält] ein neues Gewicht« – bei »den Verstorbenen ebenso wie bei den Überlebenden und nicht zuletzt auch bei den Rezipienten der Medien der Memorialkultur« (S. 225).

Christian Kiening

Till A. Heilmann, Anne von der Heiden, Anna Tuschling (Hgg.): medias in res. Medienkulturwissenschaftliche Positionen (Medienanalysen Bd. 6).

Bielefeld: transcript 2011. 296 S.

Man könnte sich durchaus vorstellen, dass das attraktive Thema des vorliegenden Sammelbandes, ›medias in res‹, von seinen Beiträgern ernst genommen wird: als Möglichkeit, sich über Strukturen der Plötzlichkeit, des Ereignishaften oder der Dekontextualisierung auszulassen, über Elliptisches und Parenthetisches zu reflektieren. Nach solchen Zugängen sucht man im Buch allerdings (fast) vergebens. So bleibt es allein den HerausgeberInnen überlassen, ein paar Worte über die lateinische Formel und ihren horazischen Hintergrund zu verlieren. Vorsichtshalber weisen sie darauf hin, dass *res* sowohl für ein einzelnes Ding als auch für die »Gesamtheit« aller Dinge dieser »Welt« stehen kann (S. 10), eine Einsicht, die jedem gymnasialen Lateinschüler schon nach wenigen Lektionen zuteil wird. Vorsichtshalber: Denn der Glaube, die »Pluralität« der »medienkulturwissenschaftlichen Positionen« (S. 9), die der Untertitel ankündigt, lasse sich im »Verständnis des gestaltenden Moments der entsprechenden Medien« auf einen Nenner bringen (S. 12), scheint den HerausgeberInnen selbst im Lauf ihrer Einführung abhanden zu kommen. Titel wie Einteilung des Bandes (»I Medialität«, »II Ästhetik«, »III Technik«, S. 5 f.) verdanken sich dann zugegebenermaßen mehr »den guten Gepflogenheiten des Büchermachens« (S. 12) als tiefergehenden konzeptionellen Erwägungen.

Da es in vorliegendem Rahmen schwer möglich ist, jedem einzelnen der sechzehn Beiträge des Buches gerecht zu werden, seien hier notgedrungen nur jene Artikel herausgegriffen, die aus bestimmten Gründen besonders ins Auge fallen. Im Unterschied zu den HerausgeberInnen sei es erlaubt, sie der Übersichtlichkeit halber anders zu gruppieren – in einer theoretischen, einer analytischen, einer delirierenden und einer apokalyptischen Sektion.

Die Sektion der TheoretikerInnen beginnt vielversprechend. Auf so anspruchsvolle wie dialektisch virtuose Weise entwickelt Dieter Mersch (›Res medii. Von der Sache des Medialen‹), wie schon in manchen früheren Publikationen, seine ›negative‹ Medientheorie (S. 35) auf der Basis von medialen Störungen und Brüchen; er erweist sich so ein weiteres Mal als hochrangiger Schüler von Heidegger/Adorno/Derrida. Abgesehen von gelegentlichen Verwegenheiten – Hegel, der Denker der Vermittlung schlechthin, habe das Mediale als »Mangel« begriffen (S. 33) – ist und bleibt Mersch als Medientheoretiker weiterhin anregend. Ebenso anregend sind zweifellos Sybille Krämers Ausführungen (›Der Bote als Topos oder: Übertragung als eine medientheoretische Grundkonstellation‹), ihre Versuche, den ›Übertragungen‹ des Medialen im Bild des Boten und des Zeugen auf die Spur zu kommen – vorausgesetzt, man begegnet ihnen zum ersten Mal. Andernfalls wünschte man, die Autorin würde sich nach einer Reihe ähnlicher Veröffentlichungen die antiken und mittelalterlichen Botengeschichten (Plutarchs etwa) bei Gelegenheit einmal im Detail ansehen und dem stark vereinfachenden Charakter ihrer Personalmetaphern etwas mehr Misstrauen entgegenbringen. Ungleich größeres Interesse für das mediale Detail und seine metareflexiven Dimensionen findet sich bei Lorenz Engell (›Kinematographie und Medialitätsphilosophie in Orson Welles' Film ›Im Zeichen des Bösen‹). Dass ein Medium seine eigene Medialität zu thematisieren und in seinem ästhetischen Vollzug selbst zu reflektieren vermag, führt Engell im Anschluss an Deleuze, Žižek und Barel auf eindrucksvolle Weise vor. Als Beispiel dient der Film von Orson Welles. Statt Medienphilosophie nur begrifflich zu konstruieren, setzt Engell auf das »Denken der Werkzeuge« (S. 84), analysiert die Blick-Bild-Verschränkung in der Rückwärtsbewegung der Kamera und beobachtet so die Genese der Theorie in der Eigenlogik eines ihrer Gegenstände.

Kommen wir zu den analytischen Beiträgen. Sie gehören zu den stärksten Partien des Bandes und machen ihn lesenswert. Ihre historische Spannbreite reicht von der Mitte des 19. Jahrhunderts über die Epoche des frühen Tonfilms (Ursula von Keitz, ››Fülle des Wohllauts‹. Zur Medialität des männlichen Gesangkörpers im Musikfilm der 30er Jahre‹) und der Videokunst der 70er Jahre (Sigrid Adorf, ››All activity must occur within a given space‹. Dara Birnbaums taktische Züge im Feld der Visuellen Kultur‹) bis hin zur Analyse der Affekte in der neueren Filmwissenschaft (Marie-Luise Angerer, ›Das Phantasma der Signale‹) und zum »Traum von der Echtzeitbeobachtung« im Zeitalter von CCTV (Manfred Schneider, ›Panoptikum im 21. Jahrhundert. Von Bentham zu Google Earth‹, S. 197). Hervorzuheben sind hier u.a. der kluge Essay von Johannes Binotto (››Io sono sempre vista‹. Das Unheimliche dies- und jenseits des Bildes‹), der mit Lacan Unheimlichkeitseffekte im Kino Dario Argentos beobachtet: Kehrseiten medialer Darstellbarkeit, die sich einer radikalen Entdifferenzierung topologischer Kategorien verdanken. Hervorzuheben wäre auch der Aufsatz von Helga Finter (›Der (leere) Raum zwischen Hören und Sehen. Zu einem Theater ohne Schauspieler‹), die in einem Theater ohne Mimen, wie es etwa Heiner Goebbels praktiziert, eine audiovisuelle, eine »Stimmenschrift« wahrnimmt, die ihren organischen Ursprung negiert (S. 136). Oder der ertragreiche Artikel von Karl Prümm (›Vorbilder des Kinos. Die Familienzeitschriften des 19. Jahrhunderts als Dispositive der Sichtbarkeit‹), der sich einem wenig beachteten Kapitel deutscher Kulturgeschichte widmet. Es handelt sich um Illustrierte wie die ›Gartenlaube‹, die sich zwischen 1850 und 1890 großer Beliebtheit erfreuten und die mit ihren fotografieaffinen Grafiken »Motivlinien und Genremuster« (S. 182) des populären Films des frühen 20. Jahrhunderts antizipierten. Auch Bernhard Siegerts zwischen Heidegger und physikalischer Akustik angesiedelte Exegese des Glockenmediums bietet eine spannende Lektüre (››Erzklang‹ oder ›missing fundamental‹. Kulturgeschichte als Signalanalyse‹). Die klangliche Gewalt des ›tönenden Erzes‹ markiert nicht nur eine mediale »Grenze« – zwischen Nüchternheit und Ekstase, Gott und Mensch, Leben und Tod (S. 236) –, sondern lässt sich auch auf sinnfällige Weise in die Lacansche Trias des Imaginären, Symbolischen und Realen eintragen. Zu erwähnen bleibt schließlich der Beitrag von Anna Tuschling (›Lichtenbergs Messer. Eine medienwissenschaftliche Lektüre‹). Auch wenn man der originellen und facettenreichen Mikro-Kulturanalyse des bekannten Lichtenbergschen Satzes vom »Messer ohne Klinge, an welchem der Stiel fehlte«, (S. 267) gerne folgt, so zweifelt man doch an der Tragfähigkeit dieses »Witz[es]« (Freud, S. 272), wenn seiner Anti-Definitorik am Ende nichts Geringeres als die »Zweckoffenheit des Computers« (S. 276) aufgebürdet werden soll.

Nun zu den ›delirierenden‹ Beiträgen. Man verzeihe den Ausdruck, aber im Fall des Textes der New Yorker Professorin Avital Ronell (›Die Fabel von der Medien-Technik: Unter meiner Aufsicht‹) liegt diese Gattungsbezeichnung nahe: eines Textes, dessen exzentrisches Monologisieren zwar da und dort Geistesblitze enthält, auch nachvollziehbare Invektiven gegen das medienwissenschaftliche »Vergessen« der eigenen dekonstruktivistischen »Geschichte« (S. 212 f.). Mit seinen zahlreichen Abschweifungen und Polemiken aber lässt er jeglichen roten Faden vermissen; »Exzess« (S. 224) tritt an die Stelle von ›Argument‹. Diesem Duktus steht Laurence A. Rickels (›Halbes Leben‹) nahe, auch wenn es ihm in seinem mäandernden Text über Androiden, »hingewunderte[] Figuren« (was immer das sei) und Philip Dicks Science-Fiction-Romane streckenweise gelingt, zu wissenschaftlicher Argumentation zurückzufinden. Bei den apokalyptischen Medienanalysen hingegen weiß man wieder, woran man ist. Etwa bei Hans-Joachim Lenger (›Die Sache des Inmitten‹), der hinter der globalisierten Medienwelt und ihren ubiquitären Kontrollinstanzen den »Taumel ihrer entropischen Selbstzerstörung« (S. 44) vermutet; oder bei Rainer Leschke (›Von der Auflösung der Medien in der Universalität der Medialität‹), der sich an einer Art Apokalypse der Medien abarbeitet, genauer: der Einzelmedien, die er in einer durch PC und Internet repräsentierten »Universalität der Medialität« zu bloßen Gattungen schrumpfen und letztlich dahinschwinden sieht (S. 80 f.). Gegenläufige Trends (Rückkehr zum bibliophilen Buch, zur Aura des Gemäldes, zum Vinyl-Plattenspieler) bleiben ausgeblendet.

Aufs Ganze gesehen, scheint das Buch mit dem verlockenden Titel ›medias in res‹ nicht untypisch für rasch produzierte Sammelbände zu sein, bei denen ein blasses thematisches Passepartout genügen muss, um Texte unterschiedlichster Provenienz und Ausrichtung zwischen zwei Buchdeckel zu pressen. Verschiedene Einzelbeiträge verdienen, wie sich zeigt, sehr wohl die Aufmerksamkeit des medienwissenschaftlich oder medienhistorisch Interessierten. Sie führen vor, dass das Thema Medialität bei genauerem Hinsehen durchaus noch den Zugang zu jenen Paradoxien, jenen prekären Grenzbereichen, jenen vexierbildhaften, abgründigen Zonen eröffnet, mit denen es seit seinen Anfängen faszinierte. Die konzeptionelle Decke über all dem erweist sich allerdings als zu dünn, um mehr als oberflächliche Gemeinsamkeiten in der *res*, der Sache, erkennen zu lassen. Einige redaktionelle Schludrigkeiten, etwa die von Lichtenbergs klingelosem Messer, »an welchem der Stil [!] fehlt« (so zwei Mal, S. 15 und 269), vermögen den zwiespältigen Eindruck, den der Band hinterlässt, nicht unbedingt zu widerlegen. ›Stiel‹ wäre der bessere ›Stil‹ gewesen.

Ulrich Johannes Beil

Neuerscheinungen 2012/2013

Ingrid Baumgärtner, Martina Stercken
Herrschaft verorten
Politische Kartographie im Mittelalter und in der frühen Neuzeit
MW 19 ca. 320 S. 80 Abb. Br. ca. CHF 48/ca. EUR 35.50
ISBN 978-3-0340-1019-1

Sabine Sommerer
Die Camera d'Amore in Avio
Wahrnehmung und Wirkung profaner Wandmalereien des Trecento
MW 21 268 S. 81 Abb. Geb. CHF 38.00/EUR 31.00
ISBN 978-3-0340-1021-4

Sabine Chabr
Botenkommunikation und metonymisches Erzählen
Der ›Parzival‹ Wolframs von Eschenbach
MW 23 ca. 304 S. Br. ca. CHF 38.00/ca. EUR 31.00
ISBN 978-3-0340-1023-8

Britta Dümpelmann
Veit Stoß und das Krakauer Marienretabel
Mediale Zugänge, mediale Perspektiven
MW 24 312 S. 118 Abb. Br. ca. CHF 48.00/ca. EUR 39.50
ISBN 978-3-0340-1024-5

Christian Kiening, Heinrich Adolf
Der absolute Film
Dokumente der Medienavantgarde (1912–1936)
MW 25 512 S. 40 Abb. Br. CHF 68.00/EUR 55.50
ISBN 978-3-0340-1025-2

Michelle Waldispühl
Schreibpraktiken und Schriftwissen in südgermanischen Runeninschriften
Zur Funktionalität epigraphischer Schriftverwendung
MW 26 ca. 320 S. ca. 100 Abb. Br. ca. CHF 48.00/ca. EUR 39.50
ISBN 978-3-0340-1026-9

Veranstaltungen

NFS-Kolloquium HS 2012

Universität Zürich, Rämistr. 69, SOC-1-101, jeweils 18.15 Uhr

25. September
Die Ambivalenz des ›Gläubig-Schlichten‹. Grenzfälle christlicher Ästhetik
Prof. Dr. Susanne Köbele (Zürich)

9. Oktober
Der absolute Film
Prof. Dr. Christian Kiening (Zürich) u. Dr. Heinrich Adolf (München)

23. Oktober
Was unterscheidet Theatralität von Theater?
Prof. Dr. Andreas Kotte (Bern)

6. November
›Die letzte Wohnung‹. Siegfried Kracauer, der Totenkult und die Wohnungsfrage in den Medien der Weimarer Republik
Prof. Dr. Hans-Georg von Arburg (Lausanne)

20. November
Parallèle des sexes: literarische Rezeptionen der Galerie du Luxembourg um 1750 und die Geschlechtlichkeit der Kunstbetrachtung
Prof. Dr. Tristan Weddigen (Zürich)

Architectures of Display: Die Loggia
Prof. Dr. Martino Stierli (Zürich)

4. Dezember
Die Bücher der Literatur
Prof. Dr. Andreas Kilcher (Zürich)

18. Dezember
Verderbte Augenlust und das Ethos des Verbalen. Lev Tolstojs ›Der Überfall‹
Prof. Dr. Jurij Murašov (Konstanz)

Tagungen/Workshops

19. September, 3./17./31. Oktober, 14./28. November, 12. Dezember 2012, Universität Zürich
Institutskolloquium **›Leuchtende Bilder. Malen auf Glas, malen mit Glas‹**
veranstaltet von Prof. Dr. Brigitte Kurmann-Schwarz in Zusammenarbeit mit dem Kunsthistorischen Institut und dem Vitrocentre Romont

27. September, 11./25. Oktober, 8./22. November, 6. Dezember 2012, Graphische Sammlung der ETH Zürich, Rämistrasse 101, HG E 53
Vortragsreihe **›Spuren der Mobilität: Graphik als Medium des Austauschs/ Traces of Mobility: Prints and Drawings as Media of Exchange‹**
veranstaltet von Prof. Dr. Tristan Weddigen (Zürich) u. Dr. Michael Matile (Graphische Sammlung, ETH Zürich)

16./17. November 2012, Universität Essen
›Kartengeschichtliches Kolloquium III‹
veranstaltet von Prof. Dr. Martina Stercken (Zürich), Prof. Dr. Ingrid Baumgärtner (Kassel), Prof. Dr. Patrick Gautier-Dalché (Paris) u. Prof. Dr. Ute Schneider (Essen)

17. November 2012, Universität Zürich
Internationale Tagung **›The Construction of Identity in Medieval and Early Modern Times: Reflections on a Problem in Art History‹**
veranstaltet von Prof. Dr. Tristan Weddigen (Zürich), Peter Scholz M.A. (Zürich) u. Lars Zieke M.A. (Freie Universität Berlin)

6.–8. Dezember 2012, Universität Zürich
Tagung **›Die Medien im Krieg – Krieg in den Medien. Helden, Führer, Masse und Technik im Ersten Weltkrieg‹**
veranstaltet von Stephan Baumgartner M.A. (Zürich), Prof. Dr. Michael Gamper (Hannover) u. Prof. Dr. Karl Wagner (Zürich)

» Weitere Informationen unter http://www.mediality.ch/veranstaltungen.php

Doktoratsprogramm

›Medialität in der Vormoderne‹
http://www.mediality.ch/doktoratsprogramm

17.–20. Oktober 2012, Universität Zürich
Blockseminar **›Frühneuzeitliche Theatralität‹**
veranstaltet von Prof. Dr. Christian Kiening (Zürich) u. Prof. Dr. Christopher Wild (Chicago)